

Paul Eber.

Ein Stück Wittenberger Lebens aus den
Jahren 1532 bis 1569.

Von

Christian Heinrich Sigt,

K

Decan, Kreis-Scholarch und erstem Pfarrer bei St. Gumbertus in Ansbach, ordentlichem Mitgliede der königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preußen und des historischen Vereins für Mittelfranken.

Ansbach.

Verlag von Friedrich Seybold,
früher Gummische Buchhandlung.
1857.



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



V o r w o r t.

Der Inhalt dieser Bogen ist nicht als ein bloßer Nachtrag zu meinem Leben Paul Ebers *) zu betrachten, sondern er bildet zugleich ein selbstständiges Ganze. Die Quellen, aus welchen ich dasselbe geschöpft habe, sind die Friedensteinschen Sammlungen der herzoglichen Bibliothek zu Gotha, und zwar die handschriftlichen Codices M. 123, 125, 127, 128, in Fol., jeder gegen 500 Blätter stark, und M. 18, 25 in IVto. Die einen enthalten Ebers ungedruckten Nachlaß, in eigenhändigen Briefconcepten, Zeugnissen, Gutachten, Intimationen und geschichtlichen Aufzeichnungen bestehend, die anderen die Originalcorrespondenz seiner zahlreichen Freunde. Es sind merkwürdige Ueberbleibsel: die Schriftzüge tragen, als wären sie erst von gestern her, zum Theil noch die Spuren des Streusands an sich; in den Urkunden selbst treten mehr als drei Jahrzehende einer großen Zeit mit all ihrer Liebe und ihren Schmerzen wieder zu uns heran. Daß ich dieses werth-

*) Dr. Paul Eber, der Schüler, Freund und Amtsgenosse der Reformatoren. Ein Beitrag zur Geschichte des Reformations-Zeitalters. Mit XLIX Original-Urkunden. Heidelberg, 1843.

IV

volle Material, von welchem ich sehr bedauern muß, daß es mir nicht schon früher zugänglich gewesen ist, jetzt noch habe benützen dürfen, verdanke ich der wohlwollenden Vermittelung meines verehrten Freundes, des Herrn Archivraths Dr. Beck in Gotha, als dessen Schuldner ich mich hier öffentlich bekenne. Schließlich sei nur noch die Bitte vorausgeschickt, daß man die gedrängte Form der Behandlung mit der Kürze entschuldigen wolle, deren ich wegen der Fülle des Stoffs mich habe befleißigen müssen.

Ausbach, den 25. Mai 1857.

Der Verfasser.

23 JY60

Am 8. November 1511 war in der fränkischen Stadt Rüggingen ein Knabe geboren worden, welchem seiner Zeit die Ehre zu Theil werden sollte, neben den bedeutendsten Männern des Jahrhunderts genannt zu werden. Paul Eber, — denn von ihm ist die Rede, — war das Kind schlichter, wenig bemittelter Bürgerleute; aber sein Vater muß ein verständiger Mann gewesen seyn; denn kaum hatte der Sohn das zwölfte Lebensjahr erreicht, so brachte er ihn auf die Schule nach Ansbach. Daß er hier, wo er alsbald die raschesten Fortschritte machte, nach Ablauf eines Jahres erkrankte, und um im Vaterhause verpflegt zu werden, durch einen älteren Bruder abgeholt wurde, daß auf der Heimreise ein Pferd, welches zu besteigen ein menschenfreundlicher Fleischer dem Ermüdeten gestattet hatte, scheu wurde, ihn abwarf und, weil er im Steigbügel hängen blieb, fast eine Viertelmeile weit querselbein schleifte, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die beklagenswerthe Folge dieses Unfalls war der Verlust eines empfehlenden Aeußeren; denn er blieb sein Leben lang unansehnlich, höckerig und gebrechlich. Desto herrlicher sollte aber der verborgene Mensch seines Herzens unter dem Einfluß der göttlichen Gnade sich entwickeln.

Erst nach einjähriger trauriger Unterbrechung des Unterrichts war er wieder im Stande, eine öffentliche Anstalt zu besuchen, und bald darauf (1525) finden wir ihn in Nürnberg, wo er volle sechs Jahre bleibt. Er besucht die unter der Oberleitung Johann Rezmanss, des ersten evangelischen Rectors, stehende Lorenzer Schule und ist so glücklich, zugleich zu Camerarius' Füßen zu sitzen: es scheint also, daß er auch den „Vorlesungen“, welche am Gymnasium Aegidianum gehalten wurden, beigewohnt hat. Hier

— in „seiner zweiten Vaterstadt,“ — wie er sie einmal nennt,¹⁾ wird nun sehr für ihn gesorgt, und „seine Feindin, die Armuth,“ läßt ihn eine Zeit lang in Ruhe. Denn sein Vater kann wenigstens etwas für ihn thun, der Rath gewährt ihm einen Freitisch (in Xenodochio), und was noch fehlt, wird durch die Liberalität seines Lehrers Regmann herbeigeschafft. Desto mehr peinigt ihn aber, nachdem er mit der Hülfe Gottes und guter Freunde sich bis zum Ende seiner Schulzeit glücklich durchgeschlagen hat, die Sorge, wie es in Zukunft werden soll. „Eine unglaubliche Sehnsucht,“ schreibt er, „so bald als möglich nach Wittenberg zu fliegen, hat sich meiner bemächtigt, und doch kann mein Vater mir keinen Heller mehr geben.“ Da faßt der von Natur Schüchterne, ja Kengstliche²⁾ sich ein Herz und reicht zwei Gesuche ein, das eine in Rikingen, das andre bei dem Nürnberger Senator Coler.³⁾ Man hat ihm gesagt, daß schon einige Auswärtige das Tuchmacher Horn'sche Stipendium erhalten hätten: das ermunthigt ihn, an den vielvermögenden reichsstädtischen Rathsherrn die Bitte zu richten, daß er um Christi willen ihn den vier Colatoren (*quatuor illis pannorum signatoribus, quomodo enim aliter appellem non habeo*) empfehlen wolle. „Wenn ich auch,“ fügt er mit der ihm eigenen Bescheidenheit hinzu, „was Geist und Kenntnisse betrifft, mich mit den vorigen Percipienten nicht messen kann, so stehe ich doch gewiß an Dürftigkeit und Liebe zu den Wissenschaften keinem unter ihnen nach.“

Beide Eingaben hatten einen über alle Erwartung günstigen Erfolg. In Rikingen war es besonders der Stadtschreiber, der sich auf das nachdrücklichste für ihn verwendete. Wenn der Ausdruck, welchen Eber in seinem Dankagungsschreiben braucht: „wen hast Du nicht um meinetwillen vor den Kopf gestoßen?“ (*quorum invidiam et indignationem non subiisti?*) nicht bloß eine rhetorische Wendung ist, so muß ihm seine Intercession ziemlich sauer geworden seyn; gleichwohl hatte er, wie der dankbare Client hinzusetzt, „sich keine Mühe verdrießen lassen,“ — ein Eifer, welcher dadurch belohnt wurde, daß Eber von dem Rikinger Rathe und dem Markgrafen von Brandenburg ein Stipendium erhielt, wie es noch

¹⁾ 127, f. 130. ²⁾ 125, 146: *Ego natura ad verecundiam propensus.*

³⁾ 125, 76. 127, 131.

keinem vor ihm verwilligt worden war. Und nicht weniger glänzend fiel die Nürnberger Unterstützung aus: „Du hast,“ heißt es in dem lateinischen Dankschreiben, „mir ein reicheres Geschenk ausgewirkt, als ich auch nur zu hoffen, geschweige denn zu erbitten gewagt hätte. Ich suchte um 20 Goldgulden, und zwar nur für ein Jahr, nach: Du hast mir eine weit größere Summe herausgepreßt, und, wie ich hoffen darf, für drei oder vier Jahre.“ Auch sehr prompt war der ehrenwerthe Rathsherr gewesen: kurz, Eber ist jetzt ganz glücklich. „Daß ich nunmehr an diesem den Musen geweihten Orte leben und zu den Füßen so vieler hochgelehrten Männer sitzen kann, daß ich noch länger mich den Wissenschaften widmen darf und mich durch nichts mehr im Studium gehindert sehe, das Alles verdanke ich Deinem Wohlwollen.“ Dann setzt er noch mit kindlichem Dankgeföhle hinzu: „Wenn ich eine Vorlesung hören werde, die mich erfreut, wenn ich bemerke, daß mir eine Arbeit gelingt, will ich mich Deiner Wohlthat erinnern, Dir, dem Abwesenden, Dank sagen und für Dich beten.“ Mit so guten Gedanken und Entschliefungen langte er Ostern 1532 an seinem neuen Bestimmungsorte an.

Es war eine herrliche Zeit, in welche das akademische Studium Ebers fiel: mitten in der glänzendsten Periode der Universität Wittenberg war er immatriculirt worden. Hier ging ihm nun eine neue Welt auf. Es wurden Jugendfreundschaften mit gleichgesinnten Altersgenossen geschlossen, die ihn noch am Abend seines Lebens erfreuen sollten: „wenn ich einen von meinen alten Freunden wieder sehe,“ schreibt er zwei Jahre vor seinem Tode, „so ist mir, wie dem sonst mürrischen Demea des Terenz bei'm Anblick seines Hegio.“¹⁾ Die Verbindung mit seinen unvergeßlichen Lehrern Reßmann und Camerarius wird brieflich unterhalten; ²⁾ einen ungleich bedeutenderen Einfluß üben aber jetzt die Männer, deren Namen in Aller Munde sind, auf ihn aus, und zwar in erster Linie Luther und Melanthon. Unauslöschlich drückt sich ihm ihr Bild ein; voll Bewunderung sieht er zu dem „Elias und Elisa der letzten Zeit“ auf. ³⁾ Unter andern Gnadengaben, welche Gott ihnen verleiht, rühmt er einmal in einem an Witebrand gerichteten

¹⁾ 125, 390. ²⁾ Eb., 58. 164. ³⁾ 125, 356.

Briefe ihren die Geister unterscheidenden Scharfblick: „ich habe,“ sagt er, „denselben manchmal wahrhaft angestaunt (sum cum stupore interdum admiratus).“¹⁾ Die Erscheinung Luthers, „dieses auserwählten Werkzeugs Gottes,“²⁾ hat für ihn etwas Ehrfurchtgebietendes; Melancthons Milde zieht ihn mit der unwiderstehlichen Kraft der Verwandtschaft an. Diesen geistigen Mächten überlassen wir ihn jetzt, um erst nach Vollendung seiner Studien den Faden der Erzählung wieder aufzunehmen.

Es gab junge Leute, welche 10 — 12 Jahre, ja wohl noch länger, in Wittenberg studirten;³⁾ Eber wurde weit früher fertig. Er muß sehr gearbeitet haben; denn schon nach Ablauf eines Triennium's war die Frucht seiner stillen Mühen so weit gereift, daß er anfangen konnte, selbst zu lehren.⁴⁾ Aber ob er in Wittenberg bleibt, das ist noch keineswegs entschieden. In den ersten Monaten des Jahres 1540 hatten seine Nürnberger Freunde einen Plan mit ihm, über welchen in mehreren Briefen verhandelt wurde. Ein dortiger Bürger suchte einen Hofmeister, der seine Söhne nach Frankreich begleiten sollte; die Bedingungen waren sehr annehmbar, und keiner schien ihnen für diesen Posten geeigneter, als Eber. Hieronymus Baumgärtner und einer seiner früheren Lehrer interessiren sich lebhaft für die Sache, und er selbst möchte gern mit beiden Händen zugreifen; „denn nichts,“ sagt er, „könnte mir erwünschter seyn, als auch einmal andere Orte zu sehen, berühmte Gelehrte zu hören und die Sitten fremder Nationen kennen zu lernen.“ Später von einem Andern um Rath gefragt, erklärte er, daß er sehr viel darauf gebe, wenn junge begabte Männer „auch anderer Nationen Universitäten, als in Welschland oder Frankreich, besuchten und mit gelehrten Leuten Rundschaft machten;“⁵⁾ aber was ihn selbst betraf, so konnte er sich des zweifachen Bedenkens nicht erwehren, „daß er, des Reitens unkundig, den Beschwerlichkeiten des Reisens nicht gewachsen sein dürfte, und daß, wenn der Vater seines Leibes Geringheit und Ungehalt“⁶⁾ (me corpore adeo pusillo et deformi) sehe, ihm wahrscheinlich die Lust vergehen werde, seinen Söhnen einen solchen Gesellschafter zu

¹⁾ Eb. 11 sq. ²⁾ Eb. 327. ³⁾ 128, 273. ⁴⁾ Eb. 318. ⁵⁾ Eb. 71-

⁶⁾ 128, 280.

geben.“ Während er nun noch mit sich kämpft, kommt ihm ein Gedanke, bei welchem er sich vorläufig beruhigt. Ich will, schreibt er den Freunden, nach Ostern zu euch reiten, um zu versuchen, ob ich diese Anstrengung vielleicht doch vertragen kann; im günstigen Falle werde ich dann mit eurem Mitbürger in Unterhandlung treten. ¹⁾)

Aber ehe er noch den gewagten Ritt, zu welchem er sich gewiß nicht ohne einen schmerzlichen Rückblick auf sein Knabenalter entschlossen hatte, ausführen konnte, eröffnete sich ihm eine zweite Aussicht, die ihm weit mehr Vertrauen einflößte. In Kloster Celle sollte eine Lehrerstelle besetzt werden, mit welcher freie Station und ein Gehalt von 150 fl. verbunden war. Dieser Platz, meint er, würde weit geeigneter für seine Leibesbeschaffenheit und seine geistige Individualität sein; denn er scheine nicht dazu bestimmt, fremde Länder zu sehen: „ich muß,“ setzt er hinzu, „um meines mißgestalteten Körpers willen vielmehr wünschen, daß man mir einen Winkel anweise, wo ich mit einer kleinen Zahl von ruhigen Menschen zusammen bin und nach dem Maße meiner Kräfte mich dem Wohle des Ganzen widmen kann.“ Es ist sein an einen unbekannten Gönner gerichtetes Meldungsschreiben, in welchem er das gesagt hat. Er hofft, auch Philippus werde, wenn er zurückkehre, sein Vorhaben billigen; ²⁾) dasselbe kam aber eben so wenig als der Nürnberger Plan zur Ausführung; denn er sollte genöthigt werden, sich für eine höhere Bestimmung zu sparen.

Was Ebers Wirksamkeit in der Artisten-Facultät betrifft, so haben wir nur wenig Neues nachzubringen. Mathesius verspricht ihm einmal (1545) Erststufen senden zu wollen: das freut ihn ungemein; er gedenkt sie als Lehrmittel zu benützen und in seinen Lectionen vorzuzeigen. Ohne Unterlaß ist er, wie mit Plinius, so überhaupt mit den alten Autoren beschäftigt. Er fordert die gelehrten Buchdrucker seiner Bekanntschaft auf, neue Ausgaben zu veranstalten, und findet sie sehr bereit dazu. Ein Frankfurter dankt (1541) für den zeitgemäßen Wink, bittet zu dem Ende um ein Exemplar des Apollonius und geht ihn zugleich um seine Verwendung an, „falls von Herrn Philippus oder anderen Professoren

¹⁾ 125, 58. 80 sq. (13. Febr. 1540.) ²⁾ 127, 128.

etwas zu erwarten sei.“¹⁾ Wie Eber das Verhältniß der Philosophie zum Christenthum auffaßte, beweist sein oberster Grundsatz: *Homini Philosophi est, in primis recte de Deo sentire ac religionem amare.*²⁾ Ein Princip, welches er, wie in seinen Vorlesungen, so auch auf dem schriftstellerischen Gebiete nie aus den Augen verlor. Eine seiner frühesten Arbeiten war der historische Kalender: hören wir, wie Matthesius sich über denselben geäußert hat. „Ich darf wohl sagen,“ schreibt er, „daß mich diese Schrift außerordentlich erfreut; ich trage Vieles aus meinem und der Meinigen Leben ein.“ Damit Eber zugleich sehe, welch einen aufmerksamen Leser er an ihm gefunden, macht er ihn auf zwei kleine Unrichtigkeiten, die sich bei den Geburtstagen Maximilians und Pommers eingeschlichen hatten, aufmerksam und fährt dann fort: *reliqua admiror et exosculor.* Nam insigniter gratificatus es studiosis, quorum nomine nunc tibi etiam ago gratias.³⁾ Einen andern Brief von demselben Jahre datirt er: 6. Jul. quo die J. Hus natus dicitur. „Da siehst,“ setzt er treuherzig hinzu, „daß ich Deinen Kalender bei der Hand habe.“

Die ersten vierzehn Jahre waren wohl die glücklichsten, welche Eber in Wittenberg erlebte; doch fiel auch schon in diese Zeit Manches, was sein Gemüth stark afficirte. Im October 1539 war die Pest in der Stadt ausgebrochen: fünf Studenten wurden schnell nach einander hingerafft; im Hause des Dr. Gebald starb eine Magd; die andre lag gleichzeitig mit den beiden Ehegatten am Tode. Ohne daß man viel davon zu sprechen wagte, breitete sich der giftige Krankheitsstoff von Tag zu Tage weiter aus, und die eben so lauwarme als feuchte Temperatur ließ besorgen, daß gegen den Frühling hin die Seuche noch heftiger auftreten werde. Da flohen denn die Studenten schaarenweise; auch Ebers Schüler baten dringend, daß er sie entlassen möge, und er hielt sie natürlich nicht zurück.⁴⁾ Eine schwere Bekümmerniß anderer Art lastete im Frühling 1541 auf ihm; denn Luther war damals bedenklich erkrankt, und zu gleicher Zeit schwebte Jonas in großer Gefahr. „An demselben Tage, wo eure Briefe ankamen,“ schreibt Eber über den Zustand des ersteren an den abwesenden Melanthon, „hatte ein

¹⁾ 123, 42. ²⁾ 127, 156. ³⁾ 123, 242. ⁴⁾ 127, 126.

heftiger Katarrh sich so gewaltsam entwickelt, daß er beide Ohren verstopfte und der Herr Doctor ganz taub war. Da befiel uns eine um so größere Angst, weil man an dem nämlichen Tage furchtbare Donnerschläge dahier hörte und sich erzählte, daß der Aestrich in der Schloßkirche an der Stelle, wo einige Domherren begraben liegen, spannenlang eingesunken sei. Endlich aber brach aus den Ohren so viel Materie, daß wir uns nicht genug verwundern konnten, und weil nun das Gehör sich wieder einstellte, so fingen wir an ruhiger zu werden. Heute fühlt sich der Doctor so wohl, daß er in die Kirche hat gehen wollen; seine Hausgenossen haben ihn aber davon abgehalten.“ Dann ist die Rede noch von J. Jonas, welcher Tags zuvor in Begleitung des Diatonus M. Andreas nach Halle abgereist war, um während der Festtage dort zu predigen. Der Bischof hatte die Drohung fallen lassen, er werde die Berufung eines auswärtigen Prädicanten nicht dulden; „wilt aber,“ schließt Eber, „wollen dem grausamen Drachen und seinen Helfershelfern unsere Gebete entgegensetzen und Christum, den Sieger, anrufen, daß er sein Wort ausbreiten möge, wie sehr auch die Bischöfe schreien, auslauern und wüthen.“¹⁾

Daß Melancthon gerade in diesem kritischen Augenblick von Wittenberg abwesend seyn mußte, findet Eber sehr bedauerlich. Der Præceptor selbst war mit schwerem Herzen gegangen, denn er ließ einen kranken Sohn zurück; doch erholte sich dieser schon unmittelbar nach des Vaters Abreise so schnell, daß Eber am 23. März berichten konnte, er thue jetzt wieder so ziemlich seine Pflicht; auch von den übrigen Kindern kann er ihm beruhigende Nachricht geben. (*Joannes quoque in dies incipit melius habere, bene dormire et avidè comedere. Puellae omnes recte valent.*) Eber hätte damals gern ein Haus, welches Eigenthum der Universität war, gekauft; man machte ihm aber Schwierigkeiten und sprach von Licitation. Da bricht er nun in die charakteristischen Worte aus: „Wie oft habe ich Dich herbeigewünscht; denn an Dir würde ich einen Rückhalt gefunden haben! Nun habe ich erfahren müssen, daß die Meisten mir gar nicht so günstig sind, als sie zu seyn scheinen. Ja, ich stehe nicht an zu behaupten, daß ich bloß am deswillen

¹⁾ 123, 40.

von Einigen gedrückt werde, weil sie glauben, daß Du mir gewogen seist (*me tibi carum esse.*) Das ist ihr Zorn. Nun, Gott wird schon für mich sorgen, und zwar, wie ich hoffe, besonders durch Dich; sinne, ich bitte Dich, auf Mittel, von welchen ich mir ein mäßiges, aber sicheres Auskommen versprechen kann. Denn die andre Hoffnung (*de lectione*) muß ich bei der Mißstimmung der Gemüther nunmehr aufgeben.“¹⁾

Warum Eber auf den Besitz eines eigenen Hauses speculirt hatte, läßt sich ungefähr errathen: er ging eben mit der Gründung seines Hausstandes um, und am 13. September 1541 führte er wirklich seine Gattin Helena heim. Die Ausichten waren gut, und die Universität sehr besucht; ²⁾ war er erst verheirathet, dann konnte auch manches Andre sich noch günstiger gestalten. Im Laufe des August macht er einigen Schülern seine Verlobung bekannt und ermahnt sie, da der Stand, in welchen er jetzt trete, ein schwerer und mühseliger sei, wenn nicht Gott seine besondere Gnade auf denselben lege, fleißig für ihn zu beten. Dagegen wolle er es sich zur Pflicht machen, auch während der Vorbereitungen zur Hochzeit sie nicht zu vernachlässigen; sollten demungeachtet einzelne Lehrestunden und Uebungen ausfallen müssen, so behalte er sich vor, sie später einzubringen. ³⁾ Der Hochzeittag selbst wurde, wir wissen nicht von wem, durch ein Epithalamion verschönert, das uns wenigstens theilweise aufbehalten ist. ⁴⁾ Es beginnt mit einem lebhaften, in ungebundener Rede sich bewegenden Dialog der Grazien und Musen. *Itane est? celebrabuntur nuptiae cultoris nostri?* fragen die ersteren, und die letzteren bejahen es. Nachdem sie sofort den Bräutigam gebührend gerühmt, fahren die Charitinnen fort: *Sed qualis est ipsa sponsa?* und die Musen antworten: *Virguncula casta, formosa, lepida, pia, denique virtutibus quae hanc aetatem decent ornatissima*, worüber natürlich die Grazien sich sehr erfreut zeigen. *Quis*, fragen sie neugierig, *haec omnia vobis denarravit?* — *Quis*, lautet die Antwort, *nisi Apollo? qui Melanthonem et sponsum semper comitatur.* Das Gespräch endigt damit, daß die ersteren sich erkundigen, ob denn nicht die Musen den Hochzeittag durch ein Carmen verherrlichen wollten? worauf

¹⁾ 123, 79 sq. ²⁾ Eb. 37. ³⁾ 125, 130. ⁴⁾ 25, 43 — 46.

diese schnell entgegen: in promptu est, und dasselbe vortragen. Es besteht in einem Wechselgesang, von welchem aber, wie gesagt, nur Fragmente übrig sind; denn es kommen bloß Clio in heroi- schen, Melpomene in asclepiadeischen, Thalia in phaläischen Versen, und Euterpe in einer sapphischen Ode zum Vortre. Man sieht, der Glückwunsch war groß angelegt.

Eber hatte sehr gut gewählt. Als bereits 26 Jahre vorüber waren, schrieb er am 13. September: Quo die nuptias celebrans cum mea carissima Helena auspicatus sum societatem conjugalem, pro cuius tranquillitate, suavitate, foecunditate nunquam in tota aeternitate satis dignas Deo auctori gratias agere poterō.¹⁾ Er wußte die Vorzüge seiner Hausfrau um so mehr zu schätzen, da er „die Affecte, welche sehr viele weibliche Gemüther beherrschen, Born, Stolz, Herrschsucht, Geschwätzigkeit, zänkisches Wesen und ähnliche Untugenden“ nur zu wohl kannte.²⁾

Jetzt war er auch in der Lage, Kostschüler aufnehmen zu können, was seine pecuniären Verhältnisse einigermaßen verbesserte, aber freilich auch den Kreis seiner Obliegenheiten bedeutend erweiterte. Manche wurden schon in früher Jugend nach Wittenberg geschickt, bedurften also noch gar sehr der Nachhülfe und der väterlichen Zucht; aber auch den Gereifteren konnte es nur förderlich seyn, wenn ein akademischer Lehrer selbst ihre Studien leitete und ihr Verhalten überwachte. Was das Kostgeld betrifft, so zahlte im Jahr 1545 ein Student für den Tisch, Disciplin und Stube 38 fl.;³⁾ 1567 war aber das Leben in Wittenberg schon kostspieliger geworden, denn um diese Zeit wurden 40 Joachimsthaler, und zwar 26 für die Kost, 4 für die Wohnung, 10 für Unterricht, Aufsicht und Rechnungsführung, gefordert. Man wollte einmal diese Summe hoch finden; Eber rechtfertigt dieselbe durch die Bemerkung: „das Getreide ist gegenwärtig bei uns sehr theuer und schwer zu haben.“⁴⁾ Zu Zeiten hatte er wohl auch so viel für seine Zöglinge ausgelegt, daß er sich selbst in großer Geldklemme befand, und von Andern borgen mußte:⁵⁾ in einem Schuldschein vom 18. Mai 1550 bekennt er, daß ihn die Noth gedrungen habe, von dem Professor

¹⁾ 125, 222. ²⁾ 125, 211 (Br. Ebers v. 11. Oct. 1565.) ³⁾ 128, 177 sqq. ⁴⁾ 125, 207. 225 sq. ⁵⁾ 127, 130.

der Medicin, Melchior Fend, 50 fl. anzunehmen.¹⁾ Manche mißbrauchten aber auch wirklich seine Güte: am Thomastage 1563 mahnt er zwei junge Edelleute, deren „Wittib und Aufseher“ er gewesen war, und die nach dem Tode ihres Vaters schnell abgerufen, ihm seit anderthalb Jahren die beträchtliche Summe von 323 Thln. „für Kost und geliehenes Geld“ schuldeten, ohne daß sie auch nur geschrieben hätten, nun schon zum zweiten Male, seine und der Seinen Nothdurft doch endlich auch zu bedenken.²⁾ Auch in andrer Beziehung ging es nicht ohne Sorge und Klammerniß ab. Zwei Pflugsöhne starben in seinem Hause, der eine im J. 1545, der andere 1568: aus den ergreifenden Trostbrieseu, welche er an die Aeltern gerichtet hat, verdient wenigstens Einiges hier mitgetheilt zu werden. „Nachdem Joachim,“ schreibt er dem Vater des ersteren, einem Hamburger Rathsherrn, „zweimal das Vater unser und den Glauben gebetet, hat er bald darauf die Händ zusammengelochten und gen Himmel gehoben, noch zweimal tief geseufzt und dann seinen Geist aufgegeben.“ Das Leichenbegängniß war großartig: über 800 Studenten, heißt es in dem Bericht, haben ihn zu Grabe getragen. Nun sucht Eber den gebeugten Vater aufzurichten. Er bittet ihn, diesen traurigen Fall als ein christlicher beständiger Mann geduldig zu tragen, da wir Christen durch Gottes Gnaden ja wissen, daß wir unsre Kinder im Tode nit verlieren, sondern an das Ort vor uns hinschiden, da wir alle verhoffen hinzukommen. Er spricht die feste Ueberzeugung aus, daß der Vollendete die Seligkeit ererbt habe; denn es sei die Frucht und Kraft des Glaubens und Gebets an ihm zu sehen gewesen, und sein Tod habe mehr einem Einschlafen geglichen, denn einem Sterben. Er sei abgesehen in kindlicher Einfalt, Keuschheit und Reinigkeit des Leibs, unbefleckt von Irthum, Geiz, Unzucht und andern Lastern. In Anrufung unsers Heilands Jesu Christi, in rechter Sanftmuth, in großer Geduld, in festem Vertrauen auf göttliche Zusagung sei er aus diesem sündlichen und ungewissen Leben von Gott in das Himmelreich genommen worden. — Rührend ist es, wenn Eber zuletzt noch seine Schreibart mit der Bemerkung entschuldigt: Trauern und Betrüb-

¹⁾ 123, 82. ²⁾ 128, 161.

niß habe ihn etliche Male weinend von diesem Briefe getrieben; denn er habe Joachim um seiner Frömmigkeit und seines sittigen stillen Lebens willen sehr lieb gehabt. ¹⁾)

Der zweite, welcher Febr. 1568 nach vierwöchentlichem Krankenlager an einem heftigen Fieber in Ebers Hause starb, war ein junger Ungar. Der ersten Nachricht, welche den Vater, M. Sigismund Gelous, auf das Unvermeidliche hätte vorbereiten sollen, ²⁾) folgte bald darauf die Todeskunde. Eber hat den Frühlingsvollendeten durch den Maler Lucas noch abconterfeien lassen; die 60 Groschen, welche der Armentasten für das Grab zu fordern hatte, sind durch den Verkauf seines Holoferneshuts, ³⁾) den er kaum zwei- oder dreimal getragen, gedeckt worden. Dem Vater wird die beruhigende Versicherung gegeben, daß auch nicht das Mindeste versäumt worden sei, und hinzugefügt, er solle die natürliche Sehnsucht seines Herzens dem väterlichen Willen Gottes, der ihn und die Seinen in ihrer Trauer durch sein Wort aufrichten und durch seinen h. Geist stärken werde, unterordnen. Von dem Sohne heißt es: „Georg hat seinen Lauf so vollendet, daß er in Wahrheit zu den seligen Todten, welche in dem Herrn sterben, gezählt werden darf.“ ⁴⁾)

Mit dem Verhalten seiner Pflegbefohlenen hatte überhaupt Eber im Ganzen Ursache zufrieden zu seyn; doch kam es wohl auch vor, daß ein jüngerer, der unter seinen Händen erst heranwuchs, sich vor der Zeit emancipiren wollte und störrig wurde. So schreibt er über einen Nürnberger Bögling, der ihm von einem nahen Verwandten desselben anvertraut worden war: der junge Gesell habe zwar im Studio allen Fleiß angewendet; aber in den letzten Monaten habe er ihn doch etwas härter schelten, bisweilen auch schlagen müssen, weil er sich etlicher seltsamen Weis in moribus unterfangen, sich etwas halbstarriger gegen ihn erzeigt, lang ausgeblieben, auch mit Kleidung großen und stattlichen Gesellen gleich zu gehen sich unterstanden, was seinen andern Knaben zu bösen Exempeln gereichen möcht. Er habe indeß wenig bei ihm erhalten können, vielmehr vermerkt, daß er sich schier nit mehr strafen lassen und der Ruthen nu entwachsen seyn wolle. Es scheine fast, daß seines Leibes.

¹⁾) 128, 177 sqq. ²⁾) 125, 348. ³⁾) Eb. 350: Pilei holoferici et aliae ineptiae. Sie waren sehr in der Mode. ⁴⁾) Eb. 300 sqq.

Gebrechlichkeit und Schwachheit das Ansehen des Erziehers bei dem unbändigen Knaben mindere: der Vetter möge deshalb in Erwägung ziehen, ob es nicht besser wäre, ihn einem Andern zu übergeben, der ihm etwas strenger und heftiger seyn könnte, denn er müsse noch etliche Jahre in einer Furcht erhalten werden. Nur ungern habe er sich zu diesem Vorschlag entschlossen; denn er habe ihn um seines ingenii willen lieb; auch thue er sich wahrlich nit ein geringes Weh, wenn er jetzt, wo er ihn mit großer Mühe so weit gebracht, ihn solle von sich lassen; aber um seines Besten willen müsse er es thun.¹⁾

Aus den vielen Briefen dankbarer Zöglinge, welche uns erhalten sind, darf man wohl den Schluß ziehen, daß die meisten sich auch in der Folge seiner Liebe würdig zeigten und ihm ein lebenslängliches Andenken bewahrten. Tuae Excellentiae obediens filius et discipulus, unterzeichnen sie;²⁾ ein junger Oestreicher, Christoph Widemann, der über dem Studium der Medicin auch die Poesie nicht vergaß, schickte ihm noch von Wien aus ein lat. Gedicht, in welchem u. a. das Distichon vorkommt:

Tu mihi praeceptor, mihi tu pater esse videris,

Illius et merito nomen et hujus habes.³⁾

Auch Dr. Heinrich Baymann in Goldberg schreibt noch am 1. November 1560: Ego statutum habeo, te quamdiu in vita manebo, patris loco colere.⁴⁾

Nachdem wir aus sachlichen Gründen hie und da schon vorgegriffen, müssen wir jetzt den Faden der Geschichte bei Luthers Tode wieder aufnehmen. Mit diesem Ereigniß gingen Ebers glücklichste Tage zu Ende.

Fast zu gleicher Zeit lagen zwei Männer am Tode, auf deren Hingang große Veränderungen folgen sollten. Der eine von ihnen, Myconius, war schon seit längerer Zeit leidend: am 6. Febr. 1546 nahm Eber in einem ergreifenden Briefe von ihm Abschied für diese Welt. Man muß dieses Schreiben selbst lesen: es ist voll Liebe und großer Gedanken. Es wirft sehnüchtige Blicke in die zukünftige Welt: audiemus Angelos, recensentes suas excubias pro nobis, quoties represserint diabolum impetum in Ecclesiam

¹⁾ 128, 163 sq. ²⁾ 127, 402 u. 3. ³⁾ 123, 238 sqq. ⁴⁾ Eb. 314.

et singulos pios molientem, heißt es hier u. A.; dann ringt der Freund wieder im Gebete mit dem Herrn, ob er vielleicht doch noch eine Fristung des auf die Reize gehenden theuren Lebens erwirken könne: sine obsecro hunc nostrum Fridericum, tuum fidelem servum, corpore quidem confectum, sed annis et ingenio adhuc ad docendum idoneum, diutius aliquanto esse nobiscum;') aber nur zwei Monate wurden ihm noch zugelegt, denn am 7. April folgte er dem Manne Gottes nach, welcher 6 Jahre früher dem schon damals schwer Erkrankten mit kühner Zuversicht geschrieben hatte: Dominus non sinat me audire tuum transitum me vivo, sed te superstitem faciat mihi: hoc peto et volo et fiat mea voluntas, Amen. Quia haec voluntas gloriam nominis Dei, certe non meam voluptatem nec copiam quaerit.')

Wenn man wissen will, welche Eindrücke Luthers Tod auf Ebers Gemüth gemacht hat, so muß man die späten Nachwirkungen seines Schmerzens beobachten. Schon waren 19 Jahre hingegangen, aber noch immer kann er den Tag nicht vergessen, wo er seine Leiche mit eingeholt hat; jeder einzelne Nebenumstand ist ihm noch gegenwärtig. Ein Schreiben, welches er 22. Febr. 1565 an den Markgrafen Georg Friedrich abgehen ließ, enthält die Reminiscenz: „An diesem tag haben wir vor 19 Jaren alhie den leichnam des Erwürdigen Herrn D. M. Lutheri seligen von Eisleben anher geführt, In grymlicher kelt, fast diser Segwerenden gleich, mit grossen betrübniß In sein ruhbettlein In der schloßkirchen ge-
leget vnnnd verschlossen, biß zur frolichen aufferwedung aller todten, welche vnser Herr Iesus Christus ja nit lang verziehen wöll.“') Und noch einmal kommt ihm dieselbe Erinnerung; denn auch den unter demselben Datum an M. Karg in Ansbach geschriebenen Brief muß er schließen: Data 22. Februarii quo ante annos 19 terrae commendavimus exuvias Rev^{di} praeceptoris ac patris nostri Dⁿⁱ D. M. Lutheri, qui perfunctis laboribus et aerumnis huius miserrimae vitae nunc fruitur laeta quiete in aeterna consuetudine cum filio Dei D. N. Jesu Christo, relinquens nobis tristitia certamina quae partim ipso vivente ab inquietis ingeniis sunt mota, partim post ipsius obitum exarserunt, in quibus pro-

1) B, Nr. 406, 14. 2) Adami vitae German. Theol. p. 181. 3) 128, 255.

cellis ac fluctibus misere et periculose fluctuantem cymbam suam Ecclesiam ut servet Filius Dei, non Jason argonauta, sed Jesus verus et omnipotens et certissimus salvator toto cum pectore tecum oro. ¹⁾)

Auch noch später benützt er jeden Anlaß, um die alten Erinnerungen wach zu erhalten. Wenn er an Luthers Geburtstag eine Ordination vollzogen hat, so unterläßt er gewiß nicht, diesen Umstand anzumerken, ²⁾) und wenn er an seinem Todestage einen noch so flüchtigen Brief schreibt, das muß er noch beisetzen: Datum Eilennd am tag Concordiae d. 18. Febr. an welchem vor 22 Jahren der theure mann D. M. Luther in Gott seliglichenn entschlaffen ist. ³⁾)

Es war wie ein Unglück verkündendes Omen gewesen, daß Luther gerade am Concordientage sein Haupt zur Ruhe gelegt hatte; denn es schien wirklich, als sei mit ihm auch die Eintracht zu Grabe gegangen. Schon am 6. Juli finden wir die Wittenberger in ängstlicher Spannung: „wir schweben hier in großer Gefahr,“ schreibt Eber an Sabinus. Die Drohungen des Kaisers, die langsamen Rüstungen der Verbündeten, die Gefahr einer Vermüstung Deutschlands, das Schicksal, welches Kirchen und Schulen erwartet, — alles beunruhigt ihn; nur die Verheißungen des Sohnes Gottes und unsre Gebete, sagt er, halten uns aufrecht. ⁴⁾) Tags darauf meldet er seinem Moibanus: „noch suchen wir mitten in den großen Wassern, so gut wir können, unsre Obliegenheiten in Kirche und Schule zu erfüllen;“ aber die Fürbitte des Freundes, setzt er hinzu, sei jetzt nöthiger als je. ⁵⁾) So blieben die Gemüther zwischen Furcht und Hoffnung getheilt, bis die schlimmen Ahnungen, welche man gehabt, durch die Schlacht bei Mühlberg die traurigste Bestätigung erhielten. Als die Nachricht von der Niederlage eintraf, verbreitete sie eine Aufregung in der Stadt, die sich nicht beschreiben läßt. Tags darauf, 25. April 1547, richtete Eber einen Brief voll Sammers an einen flüchtigen Kollegen, wahrscheinlich Melanthon; er trägt die vorsichtige Unterschrift: manus scriptorem indicat; die Correcturen des Conceptis zeigen, von wem er ist. Er beginnt sogleich mit dem schmerzlichen Ausruf: „Wir müssen jetzt zu unsrem großen Unglück erfahren, wie wahr das Wort des Dichters ist:

¹⁾) 125, 246. ²⁾) 18, 54. ³⁾) 128, 402. ⁴⁾) 123, 92. ⁵⁾) 127, 150.

Omnia sunt hominum tenui pendentia filo .

Et subito casu quae valere ruunt.“

Dann fährt der Schreiber fort:

„Gestern zwischen 4 und 5 Uhr Abends ist unsre Reiterei bei Mühlberg in die Flucht geschlagen worden. Ungefähr um die erste Stunde der Nacht kam sie vor der Stadt an. Die Unsrigen fürchteten einen feindlichen Ueberfall und ließen zu den Waffen rufen. Man stellte Wachposten auf die Wälle, bis der Morgen dämmerte, wo man endlich unsre Mannschaften erkannte, ihnen die Thore öffnete und nun aus ihrem eigenen Munde hörte, wie schrecklich die Niederlage gewesen, welche die Flucht unsres Heeres herbeigeführt hatte. Die zwei jungen churfürstlichen Prinzen und Herzog Otto von Braunschweig sind zurückgekommen; unsern frommen und tiefgebeugten Herrn, den Churfürsten, haben wir noch nicht wieder. Viele wollen behaupten, er sei gefangen, die Meisten jedoch machen uns Hoffnung auf seine glückliche Rückkehr. Gott, der ewige Vater unsres Herrn Jesu Christi, führe ihn unverletzt wieder zu uns her! Ich kann Dir nicht sagen, welche Bestürzung, welche Angst, welche Trauer in der ganzen Stadt herrscht, wie jammervoll der Anblick der Entronnenen ist, wie unverhohlen man von Lässigkeit, Sicherheit und Treulosigkeit spricht. Dir und allen unsern Collegen wünsche ich Glück, daß ihr von diesen Auftritten und Gefahren ferne seid.“ Nun folgt eine Selbstanklage, weil Eber sich ihnen nicht auch angeschlossen. Hinausfahren dürfe Niemand mehr, und seine Kinder auf den Armen forttragen, das könne er nicht. „Nothgedrungen muß ich also hier ausharren und erwarten, was der Vater im Himmel, unser gnädiger Gott, schicken wird; daß er sich meiner annimmt, daß er mich lieb hat, das weiß und glaube ich festiglich, sollte auch der eindringende Feind mir das Messer an die Kehle setzen, oder meine Kinder vor meinen Augen erwürgen. Nur die Hülfe des Herrn kann uns retten; aller menschliche Schutz ist von uns gewichen.“ Zu Gott will deshalb Eber für den Churfürsten und dessen Familie, wie für seine eigenen Angehörigen, beten; die abwesenden Freunde sollen die in Wittenberg Zurückgebliebenen durch ihre Fürbitten unterstützen. Denn daß die Lage wirklich gefährlich ist, daran mahnt Alles, selbst die Gestalt des Himmels. „Auch die Sonne scheint Unheil

zu weiffagen und mit uns zu trauern. Denn während der drei letzten Tage ist sie stets blutroth gewesen, und das immerfort in einen Trauerflor gehüllte Firmament war anzusehen, als ob es mit uns litte und seufzte. Wie sehr wünschte ich, daß Du Deine Baarschaft mitgenommen hättest, damit es Dir nicht an einem Zehrpfennig fehle! Sollte ich im Falle der Noth die von Dir zurückgelassenen Vorräthe an Getreide, Holz und Mehl verbrauchen, so wirst Du darüber hoffentlich nicht ungehalten sehn.“ Wenn der Adressat seinen Zufluchtsort wechselt, soll er doch ja melden, wohin er sich gewendet hat. Dann folgt noch die rührende Stelle: „Wir wollen ja Alles gern erdulden, wenn nur unser Churfürst zurückkehrt, oder die sichere Nachricht eingeht, daß er gerettet und unverletzt ist.“ Der Schluß lautet: *Data hora 12 die Marci postridie diei infausti quo olim Ilio capto florentissimum regnum Asiae funditus eversum est.*¹⁾

Die Universität war bekanntlich schon seit dem 6. November 1546 aufgelöst: „die Wuth des Mars,“ schreibt Eber an einen seiner Schüler, „hat die Lernenden kläglich zerstreut und den Professoren den Mund geschlossen.“ Melancthon war in Herbst; dort besucht ihn der theilnehmende Freund, um den durch den Tod seiner geliebten Tochter Anna tief Gebeugten aufzurichten und, wo möglich, seiner Einsamkeit zu entreißen.²⁾

Auch eine Reise nach Rißingen hat er während dieser Zeit unfreiwilliger Muße mit „seinem Büllein,“ wie er seine Familie zu nennen pflegte, unternommen, um im Kreise geliebter Freunde und Landsleute die Drangsale der letzten Monate zu vergessen. Man kennt die seltene Anhänglichkeit, welche er seiner Vaterstadt bewahrt hatte: sie war auch auf seine Kinder übergegangen; wenn ein Wagen in der Nähe rasselte, so horchten sie auf und fragten: „Steigen wir jetzt ein, um nach Rißingen zu fahren? —“³⁾ Am Matthäustage 1547 finden wir ihn dort; er besucht bei dieser Gelegenheit auch einen Bruder in Würzburg, und legt die Geschichte seiner bisherigen Erlebnisse in einem Briefe nieder, der an einen ungenannten Grafen gerichtet ist. Aus diesem sehr inhaltreichen Schreiben, welches merkwürdige Schlaglichter

¹⁾ 123, 98. ²⁾ 127, 127. ³⁾ 125, 258 (d. Valent. 1555.)

auf den Gang der Ereignisse und Ebers eigne Geschehnisse wirkt, muß das Hauptsächlichste hier eingeschaltet werden. Von Philippus heißt es, er sei auch nach dem dritten kurfürstlichen Edict kaum zu bewegen gewesen, aus der Stadt zu weichen und sie den Soldaten, welche sich mit den Studenten gar nicht gut vertragen hätten, zu überlassen. Von sich selbst sagt Eber: „Ich wäre gleich von Anfang an gern von dannen gezogen, um dem Kriegsgetümmel auszuweichen; aber damals hielt mich die gefährliche Erkrankung eines kleinen Sohnes in der Stadt zurück, und in Folge dessen habe ich Nöthen ausgestanden, welche ein Unerfahrener vielleicht für schwer halten könnte, die aber im Vergleich mit dem, was erst noch kommen sollte, nur ein Kinderspiel waren. Denn als die Nachricht von der Niederlage unsres Heeres eintraf, als die traurigen Gestalten derjenigen, welche in wilder Flucht anlangten, sichtbar wurden, als man endlich gar von der Gefangenschaft des unglücklichen Kurfürsten hörte, da gab es keine auch noch so große und heroische Seele, welche nicht unter der Wucht des Schreckens mit einem Male zusammengebrochen wäre. Dazu kam noch, daß unsre Stadt von den Gefahren einer Belagerung bedroht war, denn der Kaiser zog mit seinem Heere bereits über Torgau heran; gleichwohl konnte ich mit meiner Familie nicht fliehen, weil unsre Reiterei, die auf dem Rückzug Alles verloren hatte, Freund und Feind ohne Unterschied ausplünderte. So blieb ich denn mit den Meinigen während der ganzen Dauer des Kriegs in der Stadt eingeschlossen: unter welchen Gefahren, Schrecken und Kümernissen, vermag ich nicht zu beschreiben. . . Herr Philippus richtete während der ersten Tage, wo man noch durch die Thore kommen konnte, drei Briefe mit der dringenden Aufforderung, zu fliehen und sein Exil zu theilen, an mich; aber, wie gesagt, mehr noch die Räubereien der Unsrigen als die der Feinde schreckten mich ab, meine kleine Heerde einer so augenscheinlichen Gefahr auszusetzen.“ Was nun folgt, bezieht sich auf Melanthon und die übrigen Collegen. Als die Stadt übergeben war, begab sich Philippus mit seiner Familie nach Magdeburg, von da nach Braunschweig, dann nach Nordhausen, wo er sich einen guten Theil des Sommers hindurch mit den Seinigen verborgen hielt. Andre Professoren, welche Magdeburg zum Winteraufenthalt gewählt hatten, brachten, als auch dieser Platz bedroht

war, Hausgenossen und Habe nach Stendal, wo sie noch leben; denn keiner von ihnen hat seine Angehörigen nach Wittenberg zurückgeführt, keiner ist wiedergekehrt, um zu bleiben. Nur Philippus ist von Leipzig aus, wohin er um des Convents willen durch viele Schreiben berufen worden war, in Wittenberg eingetroffen, und dort habe ich den in meinem Hause Weilenden, beschäftigt mit der Vollendung seiner Dialektik, von welcher wir hoffen, daß sie noch vor Ablauf eines Monats erscheinen wird, zurückgelassen, als ich am 6. September nach meiner Vaterstadt abreiste. Auf dem Leipziger Convent ist auch um die Wiederherstellung der Wittenberger Schule gebeten worden, und Herzog Moriz hat dieselbe bereits feierlich zugesagt. Die Professoren wollen diese Universität, wo das Licht der himmlischen Lehre wieder zu leuchten angefangen, nicht verlassen, und doch wagen sie auch nicht mit ihren zahlreichen Familien dahin zurückzukehren, ehe wieder ein akademischer Fiskus gebildet ist, zumal da sie während ihres Exils viel haben zusetzen müssen. Ersteres verzögert sich aber, weil der Fürst mittlerweile nach Augsburg abgereist ist. — Daß Eber mit seinem Aufenthalt in Rixingen noch einen Nebenzweck verbunden hat, ersieht man aus den Worten: „Ich wollte meine Familie meinen Landsleuten empfehlen, damit, wenn mir allenfalls etwas Menschliches begegnet, wie ich denn von schwächlicher Leibesbeschaffenheit bin und den Meinigen wenig oder nichts hinterlassen kann, mein Weib und meine Kinder gute Freunde haben mögen, die sich ihrer annehmen.“ Binnen vier Tagen, setzt er hinzu, wolle er die Rückreise nach Sachsen wieder antreten.¹⁾

Die Wiederherstellung der Universität machte, ehe sie in's Werk gesetzt werden konnte, viel von sich reden; auch Eber hatte sich schon in einem Briefe vom 26. August darüber geäußert. Von allen Seiten her liefen Anfragen ein; die Studenten, welche sich einstweilen auf andre Hochschulen begeben hatten, konnten sich in die ungewohnte Lehrweise der dortigen Docenten nicht finden und erkundigten sich angelegentlich, wann sie wieder kommen dürften: da war es denn den Wittenbergern um so drückender, über die Eröffnung der Vorlesungen noch immer nichts Bestimmtes sagen zu können, da „die träge Ruhe,“ zu welcher sie sich verurtheilt sahen,

¹⁾ 123, 93.

ihnen selbst von Tag zu Tag unerträglicher wurde. Nebenbei ließen sich freilich auch schon Stimmen vernehmen, die es Melanthon verargen wollten, „daß er die Wiederherstellung der Universität unter diesem Fürsten durch seine Gegenwart begünstige.“ Eber meint: cuius tamen consilii sui habet rationes plas et graves; aber Philippus war doch in peinlicher Stimmung (*excruciatur acerbissime*):¹⁾ er muß schon ein Vorgefühl von den noch schwereren Anklagen, die ihn später treffen sollten, gehabt haben.

Mit frischem Eifer ging „Philippus' treuer Achates,“ wie die Studenten Eber wohl auch bisweilen nannten,²⁾ nach Wiederaufrichtung der Schule an sein akademisches Tagewerk; aber bald sah er Wittenberg von einem neuen Schlage, der auch ihn sehr schmerzlich berührte, getroffen. Am 16. November 1548 starb Dr. Caspar Cruciger: Bugenhagen, Maior und Melanthon waren eben bei dem Convent in Celle: Eber meldete ihnen die Trauerkunde in einem Briefe, der die letzten Kämpfe des Vollendeten schildert und „der schrecklichen grausamen Disputatio“ gedenkt, von welcher demselben in der Nacht vor seinem Tode geträumt. Der Schmerz preßt dem Berichterstatter den fast ängstlichen Wunsch aus: „Gott erhalte die Lehrer, die uns noch geblieben sind, euch und die übrigen frommen Diener Christi, lange am Leben!“ Ihn, setzt er hinzu, haben wir in der Schloßkirche, wo er so viele erbauliche Predigten über die Wohlthaten Christi gehalten, neben Herrn Dr. Martin Luther, „dessen Schüler, ja dessen vielgeliebter Sohn er gewesen,“ begraben.³⁾

Im J. 1551 finden wir Eber sehr beschäftigt. Man hat ihm zum zweiten Male das Decanat übertragen, und die akademischen Feierlichkeiten wollen gar kein Ende nehmen: nicht weniger als 50 Magister und 9 Baccalaureen sind während dieser Zeit von ihm promovirt worden.⁴⁾ Kein Wunder, daß er bei seinem gebrechlichen Körper jetzt schon manchmal klagt, und daß der treue Mathesius ihn trösten muß: Solemur nos coelesti rore, qui destillavit in terram, et refrigerat arentes animas.⁵⁾

Ein Jahr später, im Sommer 1552, wurde Wittenberg auf's neue von der Pest heimgesucht. Im Juli mußte man die Studen-

1) 123, 81. 2) Eb. 225. 3) 123, 99 sq. 4) 125, 28 sq. 5) 123, 247.

ten entlassen; am 13. October schrieb Diaconus Heger an den abwesenden Eber, in voriger Woche seien 48 Personen an der Seuche gestorben. Ein umlaufendes Gerücht, welches die Gemüther nicht wenig beunruhigte, hatte sogar von 86 Todten gesprochen.¹⁾

Es war eine schwere Zeit, deren Druck durch die Theuerung aller Lebensbedürfnisse immer mehr gesteigert wurde.²⁾ Am 18. October 1557 bricht Mathesius in die Klage aus: *Annona apud nos etiam est cara, metalla rara, cerevisia amara.*³⁾ Doch fiel auch in diese trübe Periode noch mancher freundliche Lichtstrahl. Als Johann Friedrich die Freiheit wieder erlangt hatte, meldete es Ebern am 28. Mai 1552 ein warmer Freund des vielgeprüften Fürsten mit den Worten: „Ich weiß, daß Du stets sein treuer Anhänger gewesen bist.“⁴⁾

Die letzten Jahre des fünften Decenniums sollten noch entscheidend in Ebers Lebensgang eingreifen. Am 26. April 1557 wurde ihm das durch Försters Tod erledigte Predigtamt an der Schloßkirche und die Professur der hebräischen Sprache übertragen; er konnte aber erst am 9. Januar 1558 seine erste Predigt halten; denn schon vom August des vorhergehenden Jahres an hatte er in der Eigenschaft eines Notars mit Melanthon dem Wormser Colloquium beizohnen müssen. Eine trübe Erinnerung: noch am 14. August 1567 schreibt er: „An diesem tag zugen wir vor 10 Jaren auß vnnnd singen die rais an vff das wol angestellte vnnnd hofflich angefangene, aber jemerlich gehinderte, vnnnd schimpflich geendete Colloquium zu Worms, des Ich nicht ene herglichen schmerzen vnnnd betrübniß gedenden kann.“ Gott, fügt er hinzu, wolle den gräulichen Spaltungen in unsern, der A. C. zugethanen Kirchen, wie dem Wütthen der Hispanier und Papisten steuern und wehren!⁵⁾ Eber ist jetzt bereits in den unmittelbaren Kirchendienst getreten; bald darauf, — 15. August 1558, — wurde er an Bugenhagens Stelle zum Stadtpfarrer von Wittenberg und Generalsuperintendenten des Churfürstenthums ernannt.

Erst nach langem Sträuben hatte er sich zur Uebernahme dieses Amtes entschlossen, und doch war, da er Eigenschaften besaß, die nicht immer in einem Manne vereinigt sind, wohl Niemand geschickter dazu, als er. Wie hat er nur die Rechte der Kirche

¹⁾ 127, 199. 123, 137. ²⁾ 123, 267. ³⁾ Eb. 243. ⁴⁾ Eb. 139. ⁵⁾ 128, 341.

und die Interessen einzelner Personen, für welche er *ex officio* sprechen mußte, zu vertreten gewußt! Im Jahr 1563 wurden neu-entdeckte Quellen in die Stadt geleitet; Eber hat, daß man doch auch der Kirchendiener, „der geistlichen Röhr- und Brunnenmeister“ der Stadt, durch welche Gott aus sonderlicher Gnade die Quellen des lebendigen Wassers in alle Lande und Königreiche geleitet habe, nicht vergessen möge. Der Herr wolle auch einen einigen Trunk frischen Wassers, der einem aus den geringsten seiner Diener gutwillig dargereicht werde, nicht unvergolten lassen: wie viel überschwänglicher werde er erst die Wohlthat belohnen, wenn man „ein stetsspringendes Wasser“ den Kirchendienern und allen ihren Nachkommen mittheile! ¹⁾ Im J. 1563 hatte Churfürst August als Beitrag zu einer bedeutenden Reparatur der Pfarrkirche 1000 fl. verwilligt; das reichte aber bei weitem nicht. Deshalb hat Eber auch noch den Edlen Günther von Bünau, im Anbetracht „der großen Armuth der Burgerschaft, Rathhauses und des Kirchstens, und Gott zu Ehren, des heiligen Evangelium durch seinen treuen und erleuchteten, dazu sonderlich erweckten Diener, Herrn Dr. M. Luthern heil. Gedächtniß, eben in dieser Kirche anfänglich, und nachmals die Zeit seines Lebens für und für lauter gepredigt worden sei, etwas von Brettern oder Bauholz zu schenken.“ ²⁾ Brachten es die Umstände mit sich, so unterdrückte er, selbst dem Churfürsten gegenüber, wohl auch ein freimüthiges Wort nicht. So hat er denselben einmal, dem dritten Mitgliede der alternden theologischen Facultät, Paul Grell, der nicht mehr als 180 fl. beziehe, von denen er noch 25 fl. „zur Miethe“ geben müsse, ein Haus zu kaufen, und zwar mit dem sehr verständlichen Winke: „Es wollen E. Ch. F. G. nicht alles die große Leithunde zu hoff in einen rachen vorschlingen lassen, sondern auch den armen kleinen hundlin etliche bröcklin von irem tisch fallen vnd geben lassen.“ ³⁾ Im Bitten und Fürbitten war er überhaupt Meister. Im Jahr 1563 intercedirte er für einen brodlosen Doctor der Rechte und seine Familie. Da genügte es ihm denn nicht, das bringende Ansuchen gestellt zu haben, der Churfürst wolle „diesen armen Leuten zu gut etwas Fruchtbartliches merken lassen.“ er fügte schließlich auch noch

¹⁾ 128, 194 sqq. ²⁾ Eb. 271. ³⁾ Eb. 266 ff.

den Fingerzeig bei, daß der Bonifaciuſtag, an welchem er ſchreibe, eine treffliche Erinnerung an die Pflicht der Wohlthätigkeit gegen Unglückliche ſei.¹⁾ Letztere konnten gewiß ſeyn, einen ſtets bereiten Anwalt an ihm zu finden, und je kläglicher ihre Lage war, deſto beweglicher ſeine Fürſprache. So empfiehlt er 18. Juni 1568 Saggittarius einen Vertriebenen mit den Worten: „damit er habe, wovon er ſeine kleinen Würmlein, deren Anblick mich gejammer hat, ernähren könne.“ Faſt erregt es ihm ſelbſt Bedenken, daß er den einflußreichen Freund ſo oft mit Bettelbriefen beſtürmen muß; „aber,“ ſetzt er hinzu, „was ſoll ich machen, da ich ſonſt nirgends Zuſucht finde?“²⁾ Und der Mann, welcher ſo erfinderiſch in Gründen war, wo es galt, Herzen und Hände in Bewegung zu ſetzen, beſaß zugleich eine ſeine Paſtoralklugheit und eine ſtaunenswerthe Gewandtheit in Behandlung der verſchiedenſten Stände und Menſchen: mit Leichtigkeit konnte er ſich in jede Lage hinein-denken, Allen Alles werden und für Jeden das rechte Wort finden. Die Gattin eines Freundes fühlte ſich nach einer ſchweren Entbindung noch ſehr angegriffen; Eber tröſtete ſie „unter dem Kreuze, welches Eva ihr auferlegt, mit dem lieblichen pauliniſchen Worte: Daß Weib wird ſelig werden durch Kinderzeugen, ſo ſie bleibet im Glauben, und in der Liebe, und in der Heiligung, ſammt der Buht.“³⁾ Im Auguſt 1566 hatte ein Kriegsoberſter einen Heerprediger von ihm begehrt: er empfiehlt ihm „einen ſeinen, geſunden, ſtarken, unerschrockenen jungen Mann,“ bemerkt jedoch, es werde, weil er bereits gefreit habe, nöthig ſeyn, ihm eine monatliche Rate vor auszubezahlen, damit er ſeiner Hauſfrau „eine nothdürftige Behrung“ daheim laſſen könne. Der Ton des Briefes zeugt von dem feinſten chriſtlichen Tact: der Schreiber wünſcht dem Manne der Schlachten „Gnade, Segen, Sieg, Glück und Heil von Gott und ſeinem ewigen Sohne Jeſu Chriſto, dem rechten mächtigen Kriegesfürſten und Herrn der himmliſchen Heerſchaaren.“⁴⁾

Es wird am Orte ſeyn, wenn wir auch über ſeine Begabung als geiſtlicher Lieberdichter hier ſogleich noch etwas ſagen. Eber war eine tiefpoeſiſche Natur, phantaſtereiſch und ſinnig, ein Bewunderer der Werke Gottes und von zartem, kindlichem Gemüth. Statt

1) 128, 201 f. 2) 125, 351. 3) 123, 28. 4) 128, 215.

vieler hier nur ein Beispiel. Ein auswärtiger Freund hatte ihm eine Anzahl von Wachskerzen zum Geschenke gemacht; am 19. Aug. 1568 dankt er mit der Versicherung, daß der Anblick ihres reinen Flämmchens, welches sein ganzes Gemach erhelle, ihm die unermessliche Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers vergegenwärtige; denn es sei gewiß wunderbar, daß uns Gott durch ein so geringes Insect, wie das Bienehen, zwei werthvolle Dinge auf einmal spende. Er rühmt den kleinen geordneten Bienenstaat, die Emsigkeit dieser Thierchen, ihre Sparsamkeit, Keuschheit und Reinlichkeit, die regelrechte Structur ihrer Zellen und deren künstliche Anfüllung. Mit stiller Lust denkt er daran, wie weit sie ausfliegen, um den Honig einzutragen, „der unsre Speisen versüßt, unsre Krankheiten und Wunden heilt.“ Dann kommt er wieder auf das Wachs zurück und sagt: Wie unentbehrlich ist doch dasselbe, besonders zu unsern Lucubrationen; denn es vertreibt die Finsterniß, welche der Mensch mehr als irgend ein andres Geschöpf haßt, weil er dazu geschaffen ist, sich des ewigen Lichtes zu erfreuen, ja selbst ein Licht zu seyn und ein Widerschein der herrlichen Eigenschaften Gottes! Ich gehe, sagt er treuherzig hinzu, haushälterisch mit den Kerzen um, welche ihr mir geschickt habt: sie werden also einige Winter ausreichen.¹⁾

Was die bekannten acht Kirchenlieder Ebers betrifft, so läßt zwar ihre Entstehungszeit sich auch aus unsern Urkunden nicht mit Bestimmtheit ermitteln; aber aus einem seiner Briefe (22. August 1551) geht hervor, daß damals schon einige bekannt waren. Ein Componist, „Herr Raspar,“ hatte ihm Melodien zu denselben (*bellissimos modos musicos*) übersandt, für welche er mit der größten Bescheidenheit dankt, indem er zugleich die Versicherung hinzufügt, daß er sie mit herzlichem Wohlgefallen singe und nichts mehr wünsche, als sich zu den Freunden des Tonkünstlers zählen zu dürfen, — *si non aliam ob causam, saltem hoc nomine, quod Musicae sum amantissimus.*²⁾ Andrer Lieder gedenkt er in zwei späteren Briefen, vom 21. November 1567³⁾ und 30. December 1568;⁴⁾ in dem ersteren sagt er, daß er sie für seine Töchter gedichtet habe, in dem letzteren, wo von zwei *cantiunculis* die Rede ist, daß sie zum häuslichen Gebrauche seiner Kinder

¹⁾ 125, 346. ²⁾ 123, 131. ³⁾ 125, 359. (An Dr. Rabus in Ulm.) ⁴⁾ Eb. 264.

neben Luthers frommen Gesängen bestimmt seien. Es ist schade, daß er dieselben nicht näher bezeichnet hat.

Ein Mann von solchen Qualitäten war gewiß vor Vielen zu der Stelle befähigt gewesen, zu welcher das Vertrauen des Raths und der Universität ihn berufen hatte. Man wußte das auch sehr wohl: deßhalb schrieb der ihm sehr befreundete gelehrte Rector Gg. Fabricius von Meissen am 27. September: *Deus, qui apud prophetam loquitur: Dabo vobis pastores iuxta cor meum, et pascent vos scientia et doctrina: is adsit ministerio tuo, quod totius Ecclesiae et Academiae iudicio tibi commissum est, viro integerrimo atque doctissimo, Deumque omnipotentem precor, ut in munere tanto sua benignitate te regat, honoret, tueatur.*¹⁾ Ein Segenswunsch, für welchen er gewiß um so dankbarer war, da, wie er selbst bekennt, er sich nur auf die dringenden Vorstellungen der angesehensten Männer hatte entschließen können, das ihm übertragene mühevollen Amt anzunehmen.²⁾

Ueber den Umfang seiner neuen Berufspflichten hat Eber sich am eingehendsten in einem Schreiben v. 27. Nov. 1566 ausgesprochen.³⁾ Zuvörderst ist von den Gutachten die Rede, die er als Pfarrherr im Namen des mit der Universität verbundenen Consistorium's auszustellen hatte; die Fälle und Controversen, über welche abgeurtheilt werden sollte, waren nicht selten sehr verwickelter Art. Nicht weniger nahmen ihn die Prüfungen und Ordinationen in Anspruch. Die Entscheidung war oft schwierig, denn viele von den Examinanden kamen aus weiter Ferne; andre, besonders die Mähren, Böhmen, Polen und Bandalen, waren zum Theil noch sehr unreif, ja sogar ungeistlich; mitunter fanden sich wohl auch solche, die man wegen ihrer Armuth noch mit Geld unterstützen und wochenlang ernähren mußte. Ein andres, wahrhaft verdrießliches Geschäft war das Censoramt. Es durfte nämlich in Wittenberg nichts gedruckt werden, bevor es vom Rector, den vier Decanen und dem Pfarrherrn approbirt war. Nun wurden aber von sehr vielen Orten her Manuscripte, und noch dazu oft sehr dickebibige, nach Wittenberg gesandt, welche die ungeduldigen Drucker jederzeit im Fluge durchgesehen haben

¹⁾ 123, 190. ²⁾ 125, 297. ³⁾ Eb. 260 sqq.

wollten. Rechnet man dazu noch das Anstellungswesen, die vielen Aufschriften, in welchen Kirchen- und Schuldiener verlangt wurden, die Vertretung der kirchlichen Rechte, welche Eber oblag, die Empfehlungsbriefe, welche er bei den verschiedensten Anlässen zu schreiben hatte, die Predigtarbeiten, die seelsorgerlichen Angelegenheiten und die zeitraubenden Interpellationen von Besuchern, welche seine Thür oft förmlich besagerten, so wird man sich nicht wundern, wenn der schwächliche Mann zuletzt ausruft: „Welche Körperstärke, was für ein Gehirn, welche Ausdauer gehört dazu, um nicht zu unterliegen! Aber“ — so lautet sein Schluß — „es ist uns einmal befohlen, daß wir im Schweiße unsres Angesichts unser Brod essen sollen.“

Was ihm nicht wenig zu Statte kam, nachdem er das Amt einige Jahre bekleidet hatte, das war sein schneller Ueberblick und seine genaue Personalkenntniß. Handelte es sich um Anstellung oder Beförderung eines Geistlichen, so mußte er genau anzugeben, ob derselbe „auch gelehrt war und noch fleißig studirte.“¹⁾ Aber wie wurde er oft bestürmt! Ein gewisser Sinder fängt ein v. 1. Febr. 1562 datirtes Schreiben sogleich mit den Worten an: „Es wird Dir wohl bekannt seyn, daß ich viele kleine Kinder habe;“ dann schildert er seine übrigen Nöthen, — er war krank und ist schon seit einiger Zeit ohne Amt: daher die Bitte, man möge doch den Churfürsten angehen, daß er ihn entweder sogleich wieder anstelle, oder so lange ernähre, bis man ihn wieder verwenden könne. Mit der Sentenz: *Quod tibi non nocet, et alteri prodest, benigne praestandum est*, schließt das drollige Schriftstück.²⁾ Eber verfuhr in allen diesen Fällen mit der größten Umsicht und Gewissenhaftigkeit; denn sein oberster Grundsatz war: *Non potest esse foelix administratio Ecclesiae, ad quam non legitima via acceditur.*³⁾ Tüchtige Kräfte suchte er auf die rechten Stellen zu bringen: wie er denn namentlich seinen theuren *Avenarius*, — diesen „frommen, gotsforchtigen, friedliebenden, gelarten, arbeitamen vnnnd vertreglichen Mann, den ich schon oft mit lob vnd nuß hab predigen hören,“ — gar gern nach Wittenberg gezogen hätte. Im Jahr 1563 hatte er ihn schon für Schwabach empfohlen; denn seine Freiburger Collegien „konnten

¹⁾ 128, 171. (An den Churfürsten, Dec. 1564.) ²⁾ 123, 482. ³⁾ 125, 270.

ihn nicht leiden," und er sehnte sich endlich einmal „aus dem unendlichen vnnnd langweilichen gezend zu kommen;" aber der Rath der Stadt lehnte sein Entlassungsgesuch ab.¹⁾ Jetzt handelte es sich darum, ein Wittenberger Diaconat, welches nur 100 fl. baar und 25 Scheffel Roggen ertrug, während er in Falkenau mehr als 300 fl. hatte, zu seinen Gunsten so weit aufzubessern, daß es „nur einen nothdürftigen Unterhalt" abwerfe. Eber ließ sich keine Mühe verdrießen. Er schrieb während des J. 1568 einen Brief um den andern nach Dresden, versicherte: „wir möchten M. Avenarium gar wohl und herzlich gern neben uns im Kirchendienst wissen und haben," erinnerte den Churfürsten, als *nutritorem Ecclesiae*, an den ursprünglichen Zweck, zu welchem die geistlichen Güter von gutherzigen Leuten gestiftet worden seien, und bat ihn dringend, „ein bar hundred oder dritthalb hundred gülden nit anzusehen." Solche Wohlthätigkeit, meint er, werde hier und am jüngsten Gericht gerühmt werden. „In jehziger geschwinder Zeit" hätten die Geistlichen ihre Nothdurft nicht mehr, und doch müsse man darauf sehen, auch tüchtige Leute zu erhalten; man werde sie aber nicht finden, wenn sie sich des Hungers nicht erwehren könnten.²⁾ Gleichwohl scheint die ganze Sache zuletzt an dem unglückseligen Geldpunct gescheitert zu seyn.

Ueber die stiftungswidrige Verwendung der Kirchengüter, über welche schon Luther gezürnt hatte, war auch Eber bisweilen sehr aufgebracht. Man sollte meinen, fährt er in einem an den Kammereschreiber zu Ansbach gerichteten Briefe v. J. 1563 heraus, „als hetten die alten gottfürchtigen leut solche schetz für die lange weil der kirchen geschendt;" er klagt, daß man die Kirchendiener entblöße und verhungern lasse, und prophezeit, die Zukunft werde augenscheinlich erweisen, wie wenig Segen die Spoliationen denjenigen brächten, die sich ob den geistlichen Gütern wohl gewärmt und gemästet hätten.³⁾ Dabei müssen wir übrigens ausdrücklich bemerken, daß diese Klage sich nicht auf das Markgrathum bezogen hat.

Als eine der schwierigsten Aufgaben erschien es ihm, taugliche Männer für erledigte Stellen in andern Ländern vorzuschlagen.

¹⁾ 128, 325 ff. — Habermann hätte, wenn Eber ihm mehr zugeredet, die Berufung gern angenommen, vgl. f. Schr. v. 19. Jan., 123, 408.

²⁾ 128, 91 sqq. 97 sq. ³⁾ Eb. 103.

Bald, sagt er, stoße er an, weil man sie nicht gern ziehen lasse, bald reue es hinterher die Berufenen, ihre Stellung verändert zu haben.¹⁾ Am schwersten mit hielt es, Männer, die Familie hatten, zu bewegen, daß sie nach Oestreich gingen. „Die Verfolgung der reinen Lehr,“ überhaupt die Unsicherheit der dortigen Verhältnisse schreckte Viele ab: sie wollten nicht auf's Ungewisse hin ihre festen Stellungen aufgeben: wie viele ermüdende Unterhandlungen und Schreibereien machte da oft ein einziger Fall nöthig! Wie Alles, so begann Eber auch dieses Werk mit Gott. „Und hab,“ sagt er, „Gott mitt ernst angeruffen, das er vns einen wolgeschickten mann wolte zuweisen.“²⁾ Dann überlegte er, wer sich wohl am ersten eignen möchte. War einer „im Lehren rein, im Reden deutlich und richtig, im Wandel fittsam, friedliebend, ernst und leutselig,“ dann empfahl er ihn. Die Lehre der A. G. wollte er „nach ihrem eigentlichen Verstand, ohne unnöthige und mehr schädliche denn fruchtbare Subtilität“ gepredigt wissen;³⁾ die Gottseligkeit setzt er als erstes Erforderniß voraus: er habe, heißt es in einem an den Rath zu Steyer gerichteten Schreiben v. 31. Juli 1565 in Beziehung auf einen von ihm Präsentirten, ihm besonders dieß ernst und väterlich eingebunden, in Betrachtung seines hohen Amtes einen züchtigen, ehrbaren und gottseligen Wandel zu führen, denn das Volk sehe mehr auf das Leben der Prediger, denn auf ihre Lehre, und könne leicht betrübt und geärgert werden. Daneben ließ er aber auch die äußeren Predigergaben nicht unberücksichtigt. So sagt er von dem nämlichen Manne, nachdem er seine übrigen Leistungen anerkannt hat: „allein das die sprach ettwas rau vnd hart vnnnd derwegen was vnlieblich ist,“ übrigens meint er, mit der Zeit und durch viel Übung könne er sich noch bessern und zu einer lieblicheren pronuntiatio gewöhnen.“⁴⁾

Auch Schuldiener und Cantoren verschrieb man nicht selten von Wittenberg, und Eber war stets bereit, „zur Erhaltung und Fortpflanzung reiner christlicher Lehre“ in den öffentlichen Bildungsanstalten sein Möglichstes beizutragen.⁵⁾ Ehe er den neuen Schulmann entließ, gab er ihm noch allerlei gute Rathschläge mit auf

¹⁾ 125, 192. ²⁾ 128, 172. (210.) ³⁾ Gb. 239. ⁴⁾ Gb. 342. ⁵⁾ Gb. 103.

den Weg, trat wohl auch in Briefwechsel mit ihm und ergänzte, wenn es nöthig war, seine mündliche Instruction durch sehr heilsame schriftliche Ermahnungen. So machte er einst einen Neuangestellten, von welchem man besorgen mußte, er werde sich nicht behaupten können, weil es ihm, wenn auch nicht an Wissen, doch an der rechten Haltung fehlte, darauf aufmerksam, „daß er bisweilen in Worten und Geberden nicht überlegt und vorsichtig genug sei.“ . . Quare nunc tibi ea cura incumbat, ut omni ratione ac studio linguam frenes, et gestus modereris, ne levitatis aliquid uspiam sub praetextu hilaritatis, affabilitatis aut libertatis emineat, sed gravitas quaedam constans et considerata moderatio sermonum et gestuum, citra arrogantiae aut fastus, aut imperiosae asperitatis labem, ubique in congressibus cum civibus et collegis conspiciatur.¹⁾ Auf der andern Seite nahm er sich aber auch der von ihm Empfohlenen mit wahrhaft väterlicher Liebe an. So bittet er im J. 1567 den Markgrafen Georg Friedrich, nachdem er ihm als Lehrer am Pädagogium in der Person des Franc. Raphael einen Mann vorge schlagen, der liebliche reine Verse schrieb, und nicht nur in beiden Sprachen wohl geübt, sondern auch in der Mathematik und Physik nicht ungeschickt war: „S. F. G. wolte ein geringes mit ansehen, . . auch zu dem verordneten getreid vnd haupfbrot einen zimlichen trund Weins zulegen, zur labung vnd erquickung nach gethaner arbeit.“²⁾ Ja, einem Andern, dem der Markgraf auf Ebers Empfehlung „die Schulregierung“ zu Craiſsheim übertragen hat, strecket sogar 20 Thlr. zur Reise vor und bittet nur, „ihn mit einer zimlichen erstattung solches uncostens mildiglich zu erzeigen, dem jungen Hauswirt aber in der ersten einrichtung seiner Haushaltung auch freuntliche furderung zu erzeigen.“ Wenn man, setzt er sehr weise hinzu, ihn so stelle, daß er die nöthige Unterhaltung habe, so werde er eine Zeitlang bei dem Dienste bleiben und der Jugend desto williger dienen können; das müsse man aber bei so gelehrten, frommen, gottesfürchtigen, friedliebenden und bescheidenen Schulmeistern, wie dieser sei, hoch anschlagen; denn es sei gewißlich der Kinder großer Schade, wenn „die Schulregenten oft verendert werden.“³⁾

¹⁾ 125, 168 (28. Jun. 1569, v. A.) ²⁾ 128, 66 ff. ³⁾ 128, 58.

Wir schließen nun noch Einiges über die auszustellenden Gutachten, die Prüfungen der Ordinanden und das Censoramt an.

Ob schon die Wittenberger in den sechziger Jahren nicht allein für verdächtig galten, sondern, wie Eber in einem an den Rath zu Bremen gerichteten Responsum sagt, „auch von Etlichen öffentlich uff der Kanzel vnnnd durch gedruckte schrifften verdampft wurden, als die vnrecht lehren, vnd untüchtig weren, vber fürgefallene Irrungen vnnnd spaltungen an andern orten zu erkennen oder zu vrtheilen,“ so war doch die Zahl der Anfragen, welche an sie gelangten, fortwährend sehr groß.¹⁾ Da liesen denn nun freilich bisweilen auch seltsame Dinge mit unter. So berichtet im J. 1560 der Pfarrherr Rehßer zu Malitzendorf von einer ungeheuerlichen Geschichte, welche in seiner Gemeinde vorgekommen sei: es habe nämlich ein Bauer ein Brod angeschnitten, und je länger er damit fortgefahren, desto mehr Blut sei herausgestossen. Da frage es sich denn nun: „was darauß mochte verstanden werden?“²⁾ Eber antwortet: „Ich bin ob diesem Zeichen hart erschrocken.“ Er zweifelt keinen Augenblick, daß dasselbe künftige Strafen unsrer Sünde, und zwar ein gemein Blutvergießen „durch den Türcken, Moscobiter oder anndere feind“ verkündige. Weil die rohe Welt das liebe Brod, d. i. alle Gottesgaben, sammt dem himmlischen Brode so schändlich mißbrauche und mit Füßen trete, so werde Gott in kurzem drein schlagen und solch unser Brod mit Blut vermengen oder in Blut verwandeln. Zugleich bedünke ihn, daß solch Zeichen besonders den Adel mit einer großen Strafe bedrohe, der den meisten Theil seines Einkommens von den armen Bauern habe, und dafür seine Unterthanen mit Hofdiensten, Geldstrafen und andrem Ueberfluß aussauge. Die Anwendung war jedenfalls sehr praktisch: wir sollen, sagt Eber, uns ernstlich zu Gott bekehren. Dem Pfarrherrn wird deßhalb der Rath ertheilt, den gemeinen Mann von der Kanzel, seinen und andre Junker insgeheim, zur Buße zu vermahnen. Mit dem Seufzer: „Gott sey vnns allen genedig!“ schließt das nachdrückliche Schreiben.³⁾

Einer der wichtigsten Fälle, deren unsre Urkunden gedenken, war wohl derjenige, welcher dem Spruchcollegium am 3. Januar

¹⁾ 128, 30 (d. Gregor. 1562). ²⁾ 123, 304. ³⁾ 123, 330 sq.

1562 zur schiedsrichterlichen Beurtheilung vorlag. Zwei Rostocker Geistliche hatten dem Rector der Universität die ihm schon ertheilte Absolution wieder aufgekündigt, und zwar „wegen einiger Reden,“ um derentwillen der Betheiligte sich bereits zur Verantwortung oder Satisfaction erboten hatte. Gestützt auf das Zeugniß, „daß er der reinen Lehre des hl. Evangelii zugethan sei und das h. Predigtamt liebe,“ wandte nun letzterer sich nach Wittenberg, und zwar mit Erfolg; denn Eber erkennt auf seine Berufung im Namen des Consistorium's „von Rechtswegen“:¹⁾ Wenn nicht nach der Regel Christi Matth. 18 verfahren worden sei, so bleibe die ihm von seinem Beichtvater gesprochene Absolution in Kraft: „dann die absolutio vnd sacramenta nicht der diener, sondern der ganzen kirchen findt, als derselben von dem Herren Christo beuohlen.“ Da man nun, heißt es in dem an den Kläger gerichteten Schreiben,²⁾ solches wirklich aus den Augen gelassen, so liege hier ein Mißbrauch geistlicher Amtsgewalt, ein enorme facinus, vor; denn solche *censura ecclesiastica* sei nit für ein gering Ding zu achten, weil sie nicht nur die gebannte Person vor der ganzen Gemeinde diffamire, sondern auch das Gewissen höchlich betrübe und beschwere; fintemal Christus sage: „Was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn.“ Deshalb dürfe die Ausschließung nicht um einer jeden geringen Ursache willen, auch nicht von einem oder zweien, vielleicht affectionirten ministris, sondern mit großem Ernst, in *enormibus et notoriis delictis*, mit gebühlichem vollkommenen Proceß von allen denen, so es gebührt, verhängt werden. Schließlich wird die Hoffnung ausgedrückt, „daß die Rostocker Geistlichen durch freundliche Erinnerung sich zur christlichen gebührlchen Sanftmüthigkeit und Billigkeit werden weisen lassen.“

Eine andre Frage, welche gleichfalls auf das Gebiet der Kirchenzucht hinübergespielt worden war, hatte man um Deuli 1564 zu bescheiden. Superintendent Fischer in Schmalkalden wollte den Bucherern mit dem Bann zu Leibe gegangen wissen; Eber ermahnt ihn aber sehr zur Vorsicht. „Wenn man sollt inquiriren und die, so über fünf oder sechs vom Hundert gewinnen, excommuniciren, was wollten wir endlich für Communicanten behalten?“

¹⁾ 128, 211. ²⁾ Eb 112.

Die Krämer, Handwerker u. a. gewännen oft mehr als das mit ihrer jährlichen Nutzung. Auch sei der Begriff des Wuchers ein schwankender, und ungleich, wie die Lande, Gewerbe, Zeit, Wölfelung und Theuerung der Güter, Auflagen der Obrigkeit, Krieg, Vermehrung der Menschen, Händler und Handwerker. Jedenfalls müsse man unterscheiden zwischen den *officiosi mutuationibus*, und denjenigen, welche *simpliciter* auf den *quaestum* und den Verderb der armen Leut gerichtet seien. Was die Excommunication betrifft, so wird auch hier wieder nachdrücklich darauf hingewiesen, daß sie nur „mit Rath des Consistorii, nit von einem jeden Pastore privato iudicio et arbitrio gebraucht werden dürfe.“¹⁾

Ein Factum — so seltener Art, daß es wohl noch nicht oft dagewesen ist, kam am 27. Nov. 1567 zur Entscheidung. Der Thatbestand war, wie wir aus dem an Basil. Camerhofer gerichteten Responsum Ebers ersehen, folgender. Ein Mann sehnte sich nach dem h. Abendmahle, hatte aber zugleich einen so unüberwindlichen Abscheu vor dem Weine, daß er ihn nicht einmal riechen und aus keinem Becher trinken konnte, in welchem auch nur ein Tropfen desselben gewesen war. Eber hält dafür, man müsse in diesem ganz absonderlichen Falle lieber mit dem verderbten und schwachen Fleische Nachsicht haben, als die Seele des hochheiligen Unterpfands der Wohlthaten Christi berauben. Es möge deßhalb der abstemius statt des Weines Essig nehmen, als welcher auch von der Substanz des ersteren sei. Könne er es vertragen, daß noch einige Tröpfchen Wein beigemischt würden, desto besser; wo nicht, so solle er reinen Essig nehmen und sich dabei neben den übrigen Thatfachen der Passion auch diejenige vergegenwärtigen, daß der Herr selbst am Kreuze mit dieser Flüssigkeit getränkt worden sei, oder sie doch wenigstens gekostet habe.²⁾

Außer derlei casuistischen Fragen kam noch eine Menge von anderen an das Wittenberger Spruchcollegium, wie man denn bisweilen sogar exegetische Probleme von Eber gelöst haben wollte;³⁾ eine besondere Classe bildeten aber die oft sehr verwickelten Ehesachen, die verbotenen Grade und ihr Zusammenhang mit der Kirchendisziplin. Daß alle diese Gutachten unentgeltlich ausgestellt wurden,

¹⁾ 128, 309 f. ²⁾ 125, 260. ³⁾ 123, 262. 318 u. ö.

erheßt aus einem an Ambrosius Claviger gerichteten Schreiben vom J. 1563, worin Eber die Bemerkung macht: „die Juristen fordern für geringe Leistungen einen großen Lohn: nobis miseri persolvuntur difficiles operae nostrae illo Christi praecepto: Gratis accepistis, gratis date.“—¹⁾ Ein v. 23. Nov. 1562 datirtes Responsum wird genügen, die Art der Behandlung zu charakterisiren:

Zwei Geschwisterkinder hatten sich mit einander vergangen. Eber fällt die verdiente Sentenz: daß sie in Gottes und der Obrigkeit Straf gefallen seien, der geübten Unzucht und der Aergerniß halben. Weil aber, setzt er hinzu, allerlei größere Sünden daraus erfolgen möchten, da sie als außerhalb des Ehestands leben sollten, und sie in ihrem Gewissen je länger je mehr sich beschwert fühlen würden, so sei es für „leidlicher“ zu erachten, daß man sie „in einer Stille“ zusammengebe; sie hätten jedoch um der Aergerniß und des Exempels willen sofort aus dem Churfürstenthum zu weichen.²⁾

Was die Candidatenprüfungen und Ordinationen betrifft, so kann man ungefähr berechnen, wie viele unter Ebers Amtsführung vorgekommen sein mögen; denn wir besitzen noch das sehr interessante Register, in welches er die Namen und Lebensverhältnisse der Recipirten mit eigener Hand eingetragen hat.³⁾ Es beginnt mit dem 11. Oct. 1558, wo er das Pfarrhaus bezog, und schließt mit dem J. 1567. Der erste, welchem er die Hände aufgelegt hat, war ein gewisser Sal. Frenzel, ein dankbarer Schüler, der dieses Umstands nie vergessen konnte;⁴⁾ im Ganzen hat Eber während des eben gedachten Zeitraums die namhafte Zahl von 925 Candidaten examinirt und zum geistlichen Amte geweiht. Daß Leute unter ihnen waren, welche nicht weniger als 18 Jahre auf der Universität zugebracht hatten, sei nur im Vorbeigehen bemerkt. Bestand einer oder der andre in der Prüfung nicht, so mußte er mit Hand und Mund geloben, fleißig studiren und bis zu einem gewissen Zeitpunkte sich wieder stellen zu wollen. Von Einem, Namens Petr. Ursinus, heißt es: Respondit mediocriter, conquestus de tinnitu aurium impediante auditum.⁵⁾ Auch eine Laienordination kommt vor, jedoch

¹⁾ 125, 154. ²⁾ 123, 430. ³⁾ Nr. 18. ⁴⁾ 127, 218. ⁵⁾ 18, 69.

nur als Ausnahme und mit folgender Motivirung: „Lucas Krauß von Lüben, ein tuchmacher, senex, ist im Lübnischen Brand vor 8 Jahren vmb Hauß vnd alles kumen, Ist vor 28 Jahren auß der schul komen vnd gleichwol erfordert zum pfarrampt gen Neuborff a nobili viro Frid. a Seidlitz et ab eodem nobis diligenter commendatus a morum honestate, iudicio et amore pietatis et intellectu sanae doctrinae Evangelii, mit disen Worten: In ansehung seines guten vnd erlichen namens vnd gerüchts, so wol seines erbarn gotsfurchtigen vnd vffrichtigen Wandels vnd lebens, besondern aber das ehr ein liebhaber vnd verwanter ist der Euangelischen warheit, vnd zu vnterweisung diser gemeine in der reynen gesunden vnd heilsamen lehr wolberichtet.“¹⁾

Daß Eber, eingedenk seiner schweren Verantwortung, bei diesem Theile seines Amts mit der strengsten Gewissenhaftigkeit versuhr, darf nicht erst gesagt werden; es war aber doch nicht zu verhüten, daß er dann und wann wohl auch durch einen Unwürdigen getäuscht wurde. Eine Erfahrung dieser Art hat ihm am 15. Oct. 1563 das Geständniß ausgepreßt: „Lange Zeit hatte ich das Wort des Epicharmus: vergiß nicht mißtrauisch zu seyn! für inhuman gehalten; jezt sehe ich aber je länger je mehr ein, daß ich im Irrthum war.“²⁾ Es kam sogar vor, daß ein betrügerischer Schleicher einen Wittenberger Ordinationsschein, dessen Fälschung durch das künstlich aufgeklebte Rectoratsiegel hatte verdeckt werden sollen, producirte; er verrieth sich aber schon, als er auf die Frage: „wie D. Eber aussehe?“ die lächerliche Antwort gab: „er sei ein großer, langer Mann.“³⁾ Aus diesen und andern Gründen waren die Wittenberger schon seit Jahren sehr zurückhaltend mlt der Ordination gewesen. Es ist dieß namentlich aus einem Schreiben zu ersehen, welches Eber 22. April 1566 an einen mährischen Geistlichen gerichtet hat. „Wir können in Wahrheit bezeugen,“ heißt es hier, „daß aus keinem Lande unreifere Leute zu uns kommen, um die Ordination zu begehren, als aus dem eurigen. . . Wir haben deshalb beschloffen, in Zukunft noch vorsichtiger zu verfahren.“ Vor allen Dingen soll, und zwar mit unnachsichtlicher Strenge, auf einen guten Leumund (honestas vitae anteactae) und Reinheit der

¹⁾ 18, 74. ²⁾ 125, 367. ³⁾ 127, 404. (Brief an Eber v. 9. Jun. 1569.)

Sirt: Paul Eber.

Sitten gedrungen werden. — In Folge dessen waren nun zwei Petenten zurückgewiesen worden. — „Thäten wir es nicht“, setzt Eber hinzu, „so müßten wir fürchten, unser Gewissen zu beschweren und den Zorn Gottes gegen uns zu reizen. Denn es ist ein sehr ernstes Wort, welches Paulus an Timotheus schreibt: „Die Hände lege Niemand bald auf!“¹⁾ Deshalb entließ er denn auch keinen Ordinirten, ohne ihn feierlich ermahnt zu haben: „Hab acht auf dich selbst und auf die Lehre, beharre in diesen Stücken; denn so du solches thust, wirst du dich und die Zuhörer selig machen.“²⁾ Welche Forderungen man in Beziehung auf das Bekenntniß geltend machte, zeigt die häufig vorkommende Formel: *Amplectitur N. N. consensum catholicae Ecclesiae Christi (quem et nostra Ecclesia profitetur) ac abhorret ab omnibus fanaticis opinionibus damnatis iudicio catholicae Ecclesiae Christi.*³⁾ Daß der Candidat zu einer würdigen Amtsführung ermahnt worden sei, wird in dem Zeugniß eines gewissen Christophorus Bavarus (ex pago Kemnicensi) durch den kräftigen Zusatz angedeutet: er habe die Ordination empfangen, *ut pie ac fideliter oves suas pascere, non ventrem velit.*⁴⁾

Eine der undankbarsten Aufgaben Ebers war gewiß die Bücherzensur. „Ich lobe zwar,“ schreibt er 3. April 1566 an einen frühreifen Autor, den Pfarrer Leutzdorf in Pegau, „daß Du Deinen Geist mit nützlichen Dingen beschäftigst; aber das kann ich nicht gut heißen, daß Du Deine ersten jugendlichen Producte alsbald drucken lassen willst; denn wir haben gute Bücher genug, und es wäre sehr zu wünschen, daß wir uns diese gehörig zu Nutzen machten.“ Der Verfasser hatte u. A. auch den Grundsatz versprochen, daß die Kirchendiener durch die Zuhörer gewählt werden müßten; „ich bitte Dich,“ entgegnet Eber, „welche Confusion würde dieß an manchen Orten zur Folge haben!“⁵⁾ Ein Anderer hatte ein lateinisches Gedicht mit etwas stark astrologischer Färbung eingeschickt. Eber, wie alle seine Zeitgenossen, auch Melanthon nicht ausgenommen, konnte in dieser Beziehung schon etwas vertragen: eine Mondsfinsterniß, welche auf den Rectoratswechsel folgte und

¹⁾ 125, 255. ²⁾ 128, 210. ³⁾ 127, 153 u. ö. ⁴⁾ D. d. 21. Maji 1569.

⁵⁾ 125, 240.

ein wenig größer war, als die Kalender sie angegeben hatten, eine Nebensonne, oder ein Chasma, galten ihm als unzweifelhafte Vorboten von verhängnisvollen Ereignissen; ¹⁾ auch das Austreten der Elbe oder der Pegnitz, überhaupt jede entfesselte Naturgewalt, erfüllte ihn, wo nicht mit Grausen, doch mit schlimmen Ahnungen, und wenn einmal (1562) Fincelius an ihn schrieb, es sei ein mit einem schwarzen Tuche verhülltes Grab, über welchem ein Kreuz geschwebt, am Himmel gesehen worden, was ohne Zweifel neben anderen Strafen Gottes die Pest bedeute, ²⁾ so wird wohl auch er gegen diese Deutung nicht viel einzuwenden gehabt haben. Aber zu weit durfte man ihm die Sache doch nicht treiben; dem vorhin genannten Poeten bemerkt er wenigstens: *Paucos versus omisi, qui nimium videbantur astrorum viribus tribuere.* ³⁾

Hatte ein Manuscript das Imprimatur erhalten, so mußte der geplagte Mann bisweilen auch noch für Beschleunigung des Druckes sorgen. So schreibt ein gewisser J. Wesel in Beziehung auf eine kleine Schrift am 12. Mai 1569: „Eber möge, wenn er von seinen eignen anstrengenden Arbeiten ein wenig ausschnauze, die Sache betreiben und den Drucker drängen, damit die Veröffentlichung keinen Aufschub erleide.“ ⁴⁾ Das sieht doch fast wie ein Mißbrauch seiner Gutherzigkeit aus.

Der Gehalt, welchen Eber von seinem geistlichen Amte bezog, betrug 200 fl. und 50 Scheffel Roggen; (von den drei ersten Diakonen hatte jeder halb so viel, der vierte, welcher zugleich die dreizehn eingepfarrten Dörfer versorgen mußte, 50 fl. und 25 Scheffel Roggen.) ⁵⁾ Das war nun allerdings eine nicht zu verachtende Zubuße zu seinen Einkünften; aber dafür hatte er auch jetzt mehr zu thun und brauchte mehr. Ueberdies war er so gebunden, daß er kaum mehr abkommen konnte. Wie gern hätte er im Sommer 1561 eine Reise nach Preußen unternommen; Herzog Albrecht richtete selbst ein nachdrückliches Schreiben an den Churfürsten, um ihm einen, wo möglich, dreimonatlichen Urlaub auszuwirken; dennoch schlug der Hof ihm denselben ab. ⁶⁾ Die theologische Facul-

¹⁾ 125, 356. 127, 65. 123, 501. ²⁾ 123, 420. ³⁾ 125, 358 (21. Nov. 1567). ⁴⁾ 127, 368. ⁵⁾ 128, 96. ⁶⁾ 128, 99. 123, 354. — Die Antwort des Churfürsten bei Wetgt, Briefwechsel S. 242 f.

tät bedurfte gleichfalls seiner angestrengtesten Thätigkeit, zumal nachdem er 1559, — abermals wider seinen Willen, — zum Doctor hatte promoviren müssen. Eber gehörte zu den Menschen, welche nie mit sich zufrieden sind: „ich thue, was ich kann,“ schrieb er einmal an Baumgärtner, „aber viel weniger, als ich möchte, oder Andre von mir fordern und erwarten.“¹⁾ deßhalb war es ihm ein peinlicher Gedanke, einen Ehrengrad annehmen zu sollen, welchen er in seiner Bescheidenheit auf keine Weise zu verdienen glaubte. Der Promotionsact war bereits vorüber, und noch hatte er seine Bedenken nicht ganz überwunden, so daß Mathesius ihm allen Ernstes Trost einsprechen mußte. Er erinnert ihn, wie oft Luther auf sein Doctorat gepocht habe, wenn es galt, in den Kampf zu ziehen; dann fährt er fort: „Von ganzem Herzen bitte ich den Sohn Gottes, unsern Erzhirten, daß er Dich zu einem heilsamen Werkzeug in seiner Kirche machen, mit seinem gewissen Geist ausrüsten, Deinen Mund mit heiliger Beredtsamkeit erfüllen und Dir Stärke des Geistes, wie des Körpers verleihen wolle.“²⁾

So lange Eber den Mann noch an der Seite gehabt hatte, welchen er als seinen unentbehrlichen Freund und Rathgeber zu betrachten gewohnt war, fehlte es ihm wenigstens nicht an einem Rückhalt, wenn sein ängstliches Gemüth ihn übermannen wollte. Aber am 19. April 1560 starb Melancthon, und mit ihm war nun die letzte dominirende Persönlichkeit, die man noch besessen hatte, dahin. Das war ein Schlag, welchen er nicht mehr verschmerzen konnte. Der Gedanke, daß nun keiner mehr da sei, der sich zum Leiter eigne, fiel ihm schwer auf's Herz und gab ihm u. a. jenen klagenden Brief ein, welchen er bald darauf an H. Albrecht schrieb. Seinem Hauptinhalte nach ist derselbe schon an einem andern Orte³⁾ mitgetheilt worden: es sei deßhalb hier nur noch bemerkt, daß Eber sich doch zuletzt wieder aufgerafft hat; denn er schließt mit den Worten: „Indeß — wir wollen diese Schule und Kirche Gott befehlen und unter seinem gnädigen Beistand thun, was wir in unsrer Schwachheit vermögen, um das Licht der himmlischen Lehre und andrer der Kirche unentbehrlichen Künste, wel-

¹⁾ 125, 384 (10. Nov. 1564.) ²⁾ 123, 250. ³⁾ Biographie S. 46 f. n. Folgt S. 239 ff.)

Heß die heilsamen Werkzeuge Gottes, Luther, Philippus und ihre Mitarbeiter, wieder angezündet haben, mit gewissenhafter Treue und ohne Corruptelen auf die Nachwelt fortzupflanzen.¹⁾

Wie hier, so sagt er nun stets „die beiden Männer heiligen Andenkens, die Lichter von Deutschland,“ zusammen,²⁾ jede Gelegenheit benützend, wo er ihnen noch im Grabe seine Pietät und Dankbarkeit beweisen kann. Er feiert ihre Gedenktage³⁾ und ehrt die Väter noch in den Kindern, indem er dem H. Albrecht einmal (15. Oct. 1563) „dieser fürtrefflichen Männer und treuen Diener Gottes Dr. Lutheri und D. Philippi Söhne“ auf das wärmste empfiehlt.⁴⁾

Daß die Angriffe, deren Gegenstand bis jetzt Melanthon gewesen war, sich nun vorzugsweise gegen ihn richten würden, das ahnte nicht nur er: auch seine Freunde weissagten es ihm auf das bestimmteste. Ille (Philippus) — läßt sich Wiedebrand in einem Gedichte v. 22. Sept. vernehmen —

Ille suum fecit, tu nunc eris alter ab illo,

Qui bona cum facies omnia, nullus eris.

Quicquid ages, servus diceris inutilis esse,

Rara solet meritis gratia digna dari.⁵⁾

Natürlich waren nun Vieler Blicke auf ihn gerichtet. „Zu Dir sehen jetzt wir Verwaisten auf; denn fast nur Du bist uns geblieben, oder doch nur eine ganz kleine Zahl mit Dir!“ schreibt Einer nach Melanthon's Tod.⁶⁾ Alle Jünglinge wurden nunmehr an ihn adressirt: nunc ad tuam humanitatem nos convertimus, sagt Marbach den 6. Sept. 1560,⁷⁾ und Wiedebrand erinnert ihn bei einer ähnlichen Veranlassung, daß in dieser wie in anderen Beziehungen hinfort er an die Stelle desjenigen treten müsse, an welchem alle frommen und armen Studenten ihren gemeinsamen Patron und Mäcenaz verloren hätten.⁸⁾ Es war dieß keine kleine Aufgabe; namentlich die alten Freunde zeigten sich ungemein vertrauensvoll. Einer von diesen empfahl ihm seinen Sohn mit den Worten: er möge seine Studien leiten, seinen Wandel beaufsich-

¹⁾ 125, 149. ²⁾ Eb. 314. 356. 123, 431. ³⁾ 125, 384 sq. 329. 123, 431. ⁴⁾ 128, 355. ⁵⁾ 123, 297 sq. ⁶⁾ 123, 281. ⁷⁾ Eb. 283.

⁸⁾ Eb. 454.

sichtigen, ihn so oft als möglich zu sich kommen lassen und ihm mit der Zeit zu Privatstunden verhelfen, damit er aus des Vaters Brode komme und, indem er Andre unterrichte, selbst lerne. ') Am bescheidensten glaubten wohl noch diejenigen zu seyn, welche, wie Agricola von Amberg, sagten: „sie verlangten nicht von ihm, daß er die Studien der an ihn Empfohlenen täglich inspiciren solle.“ 2) Daß daneben auch noch eine Menge von Fürbitten für Bedrängte aller Art an ihn gelangte, an deren Erfolg man gar nicht zweifelte, — tua sponte, schreibt Stigel 18. Nov. 1561, deesse non soles adflictis, — 3) verdient der Vollständigkeit wegen gleichfalls in Erinnerung gebracht zu werden.

Was die akademischen Verhältnisse betrifft, so hatten sie um diese Zeit immer noch viel Erfreuliches. Von Amberg her kamen junge Leute nach Wittenberg, die schon beim Abgang von der Schule fließende lateinische und griechische Verse schrieben; 4) dasselbe berichtet Widenbrand von seinen Eisenacher Schülern. 5) Auch war im J. 1563 die Universität fast eben so besucht, wie zu Lebzeiten Melanths, und doch hatte das Getreide einen so hohen Preis, daß Eber an Claviger schreibt: wenn der Churfürst nicht abhelfe, so würden die Professoren und Bürger sich genöthigt sehen, ihre Kostgänger zu entlassen. 6) Merkwürdig ist es, daß gleichzeitig in Deutschland eine unglaubliche Sicherheit herrschte: Eber betrachtet sie als ein Symptom bevorstehender großer Erschütterungen 7) und erinnert an den Spruch Luc. 18, 8, auf welchen er überhaupt sehr oft zurückkommt. 8) Um die Mitte des Jahres 1561 wurden von Seiten des Reichs Maßregeln „wider den Feind christlicher Nation, den Moskowiter“ ergriffen: auch diese Angelegenheit beschäftigt ihn sehr, und es genügt ihm nicht, seine deutsche Gefinnung in einem an H. Albrecht gerichteten Briefe kund gegeben zu haben; 9) er schreibt auch noch an einen Grafen, welcher an der Expedition Theil nimmt: er bitte Gott, daß er ihn sammt allen den Seinen in diesem löblichen und hochnöthigen Zug gnädiglich schützen wolle, 'damit er sich ritterlich wider den Feind er-

1) 123, 378. 2) Eb. 437. 3) Eb. 287. 4) Eb. 437 (Agricola an Eber, 13. April 1562.) 5) Eb. 452. 6) 125, 154. 7) Eb. 174 (12. Juni 1561).

8) Eb. 177. 9) Eb. 392

zeitgen und nach erlangtem Sieg mit Ruhm und guter Beute, mit Freuden und Triumph wieder heimkommen möge.¹⁾ Damals brachte fast jedes Jahr etwas Neues, aber nur selten etwas Gutes. Am 15. Oct. 1563 schrieb Eber zwei Briefe, den einen an H. Albrecht, den andern an den Präsidenten Aurfaber, beide voll von Klagen über die elenden Zustände in Deutschland, besonders „in der fränkischen Heimath,“²⁾ welche durch die theure Zeit, den Mißwachs und die Sterbensseuche ohnehin schon schwer genug heimgesucht, und nun auch noch in die Grumbach'schen Fäden verwickelt worden sei. Und daß auch nicht einmal Jemand im Reiche sich ihrer ernstlich annehme, das erscheint ihm als das Allertraurigste: wenn doch H. Albrecht seinem Vaterlande näher wäre! Daneben muß Eber auch noch von Praktiken des Concils, welches die Execution seiner Decrete gern von den hohen Potentaten ausbringen möchte, hören, was ihm gar nicht gleichgültig ist.³⁾ Da wurden denn dem sorgenvollen Manne seine vielfachen und ununterbrochenen Arbeiten bisweilen doppelt schwer. Am 10. Nov. 1564 klagt er Baumgärtner, wie es ihm gehe. Von den verschiedensten Gegenden her weise man die Ordinanden nach Wittenberg; dabel müsse er Zeit und Kraft zersplittern und sich Arbeiten unterziehen, die bisweilen sogar sein Gewissen beunruhigten. Wie ganz anders sei es gewesen, als die Bannerträger (antesignani) noch an der Spitze standen! „Sie trugen der Hauptsache nach Mühe und Gefahr beinahe allein, oder wenn ja etwas auf unsre Schultern gelegt wurde, so unterstützten sie uns nicht nur mit ihrem Rathe, sondern auch mit ihrer Hand und Feder. Nunc paucissimi sumus, qui ecclesiastica et dogmatica negocia obimus.“ Eber ist jetzt 54 Jahre alt und muß sich selbst darüber wundern, wie er so große Anstrengungen aushalten kann. In die Länge, meint er, werde er es nicht vermögen. Hätte ich doch, fährt er fort, eurer Berufung zu dem sehr ruhigen Amte, welches jetzt M. Jacobus bei euch bekleidet, Folge leisten können! Ich würde mehr Ruhe zu meinen Studien, zum Gebet, zu kleinen schriftstellerischen Arbeiten haben. Aber Philippus rieth mir davon ab, und ich gab um so lieber nach, weil ich mich nicht gern von ihm getrennt hätte.

¹⁾ 128, 61. ²⁾ 125, 370. ³⁾ 128, 354 f.

Ich konnte damals freilich nicht ahnen, daß wir ihn so bald verlieren würden; auch kam es mir nicht entfernt in den Sinn, daß man mich zur Uebernahme dieses schwierigen geistlichen Amtes nöthigen würde. Ita nunc teneor quasi avicula caveae inclusa, quae maligne pascitur et variis occasionibus consternatur.¹⁾

Die nächstfolgenden Jahre waren, wo möglich, noch unruhiger, als die früheren; denn sie führten Ereignisse herbei, welche selbst die Gleichgültigsten aufrütteln mußten. Im J. 1565 fiel eine Kriegsunternehmung gegen „die Mahometischen Bestias,“ wie Eber die Osmanen einmal nennt:²⁾ in Folge dessen richtete er an die Superintendenten einen Hirtenbrief, in welchem es u. A. heißt: „Wollet auch ewere gemein vermahnen, mit ernst zu bitten für diesen reifigen Zeug, den vnser Gnedigster Churfürst zur rettung vnd schutz der christlichen Kirchen in Vngerland wider den Erbfeind des christlichen Namens vnnnd volks den Turken abgefertiget vnnnd weggeschicket hat.“³⁾ Ein Jahr später (1566) gegen den Anfang des Herbstes brach die Pest wieder in Wittenberg aus. Sie trat zuerst, und zwar sehr heftig, in der Fischervorstadt auf; von hier aus verbreitete sie sich auch in die Stadt selbst, und war sie einmal in ein Haus gedrungen, so raffte sie fast alle Bewohner hin. Eber hatte dazumal große Sorge um einen ihm anvertrauten Sohn;⁴⁾ dennoch bot er Peucer, der bereits eine kleine Tochter verloren, sein Haus und Alles, was er hatte, zur Verfügung an. Das Schlimmste war, daß der epidemisch wirkende Schrecken das Uebel noch mehr vergrößerte und die Schwachen erst recht empfänglich für die Ansteckung machte.⁵⁾ Um die Mitte Octobers hatte zwar die Seuche sehr nachgelassen, denn es kamen in Zeit von vierzehn Tagen nur noch zwei Todesfälle vor, so daß man sich schon der Hoffnung hingab, sie werde, wenn die kältere Witterung andauere, bald vollends erloschen seyn; aber bei Eintritt des Vollmonds wurden, wie Eber 4. Nov. berichtet, neue Häuser ergriffen, darunter das des Dr. Stetner, in welchem schon vorher ein solches Elend herrschte, daß man hätte denken sollen, die Pest selbst werde sich scheuen, dasselbe heimzusuchen.⁶⁾

¹⁾ 125, 384. ²⁾ 128, 54. ³⁾ 128, 38 sq. ⁴⁾ 125, 354. ⁵⁾ Eb. 344 sq. (220. 239.) ⁶⁾ Eb. 245.

Aus dieser schweren Zeit stammt wahrscheinlich auch ein Besuch, in welchem Eber dem Churfürsten die Noth des Wittenberger Ministeriums klagt. Der siebenzigjährige, altersschwache und dienstuntaugliche Archidiaconus M. Fröschel, sagt er, liege jetzt auch noch am dreitägigen Fieber darnieder; Pet. Ezel, „ein junger starker Mann,“ leide in neuerer Zeit hart an Nendenstein und Kolik; der vierte Diaconus habe die Dörfer zu versorgen und die Pestkranken zu besuchen. So liege die ganze Last der Arbeit auf M. Lor. Dürnhöfer, der sie in die Länge nicht tragen könne. Ich selbst aber, fügt Eber hinzu, bin wahrlich auch schwach und haufällig und durch die stete Arbeit fast kraftlos.¹⁾

Einzelne Erkrankungsfälle kamen noch bis zum Frühling 1567 vor. Am Sonnabend nach Epiphania's schrieb Eber an einen Hauptmann in Friesland, wünschte ihm gesunde Luft, warme Stuben und dicke Panzer für Schuß und Streich, bat ihn, sich ja der armen unschuldigen Leut anzunehmen, und bemerkte gelegentlich: im schwarzen Reuterskrug seien drei Kinder, die Frau und die Magd an der Pest gestorben; sonst wisse er nicht, daß es sonderlich Gefahr hätte.²⁾ Der letzte Bericht ist vom 16. April, wo noch vier Häuser inficirt, und sämtliche Bewohner erkrankt waren.³⁾

Die unbeschreiblichen Verheerungen, welche die tödtliche Seuche diesmal zurückließ, konnte man erst übersehen, als sie erloschen war. Der Würgengel hatte in weitem Umkreise das Land durchschritten und namentlich die Reithen der Geistlichen furchtbar gelichtet. Am 14. Sept. 1566 richtete Eber ein Trostschreiben an einen Pastor, dessen Hausfrau ein Opfer der Ansteckung geworden war; an demselben Tage begrub man sie; am 16. lag — nach kurzem Witwerstand — auch der Gatte auf der Bahre.⁴⁾ Und wie Viele fanden überhaupt damals ihren Tod! „Eine sehr große Anzahl von Kirchendienern hat in unsern Gegenden die Pest hingerafft; viele andre hat die aus mancherlei Gründen sehr betrübte Zeit getödtet,“ berichtet Eber 25. Nov. 1566,⁵⁾ und noch ausführlicher verbreitet er sich in einem an H. Albrecht gerichteten Schreiben v. 30. dess. M. über die bedenklichen Folgen dieser großen Sterbensläufte. Es sind, sagt er, in wenig Jahren in diesen Landen

¹⁾ 128, 141. ²⁾ Eb. 124. ³⁾ 125, 304. ⁴⁾ Eb. 223. ⁵⁾ Eb. 228.

viel feiner, ansehnlicher, alter, versuchter, gelehrter und getreuer Prediger und Seelsorger mit Tod abgegangen, also daß auch bei uns großer Mangel gespürt wird, besonders wenn Superintendenzen und andre große Pfarren, für welche die jungen bisweilen zu hitzig sind, besetzt werden sollen. Etliche, heißt es, wollten berechnen, daß die Sterbensseuche allein auf 10 Meilen im Umkreis von Halle über vierthathundert Prediger weggenommen habe. Dieser Mangel an gelehrten Leuten, und sonderlich an tüchtigen Predigern betrübe ihn oftmals hart, weil jeder Vernünftige wohl ermessen könne, was endlich daraus erfolgen werde. Es lasse sich leider also ansehen, als wolle Gott den großen Ueberdruß seines heiligen Worts in den Zuhörern, und die große Verachtung seiner Diener im Adel, Bürgern und Bauern, und die schädliche Verschäumniß der lieben Jugend, und den Ehrgeiz, Muthwillen und Rachgierigkeit, welche die Lehrer selbst wider einander brauchten, endlich mit Entziehung des seligen Lichts seines heil. Evangelii heimsuchen. Aber nur das nicht, fügt er hinzu. „Wir wollen viel lieber andre seine väterliche Staupe mit Gehorsam und Geduld vertragen, wenn wir nur sein reines Wort haben und aus demselben rechten Unterricht, kräftigen Trost, Stärk und Leben schöpfen können.“ ¹⁾

Um die vielen Lücken auszufüllen zu können, welche unter den Kirchendienern entstanden waren, hätte man jetzt mehr als je eines zahlreichen jungen Nachwuchses bedurft; aber gerade um diese Zeit nahm die Zahl derjenigen, welche sich der Theologie widmeten, auffallend ab: „der meiste theil,“ sagt Eber, „studirt Jura.“ ²⁾ von der ersteren fühlten sich nur noch blutarme Gesellen, die aus Mangel an Mitteln nichts Andres ergreifen konnten, angezogen. ³⁾ Die Aussichten waren freilich auch nichts weniger als lochend; um zeitlichen Gewinns willen brauchte Niemand den Dienst des Herrn zu wählen. Bei der gegenwärtigen Theurung, schreibt einmal ein armer Diaconus, Peter Eichler von Schweinitz, habe ich so viele Schulden machen müssen, daß ich nicht nur diese zu bezahlen außer Stande bin, sondern mir auch nicht einmal Nahrung und

¹⁾ 128, 279 ff. vgl. 145. ²⁾ Eb. 350. ³⁾ 125, 340 (5. März 1566.)

Kleider schaffen kann.¹⁾ Angesichts dieser Nothstände hielt nun Eber es für geboten, auf Mittel zu finnen, durch welche Kirchen und Schulen geholfen werden könnte. Er benützte, wie wir schon sahen, jede Gelegenheit, um denjenigen, welche sich auf ihren Diensten kaum fortbringen konnten, eine Verbesserung ihrer Lage auszuwirken; er ermunterte aufstrebende Talente, sich der Theologie und den humanistischen Studien zu widmen und ersuchte angesehenen Männer, diese seine Absicht durch ihre kräftige Mitwirkung zu unterstützen;²⁾ er stellte u. A. dem Rathe zu Breslau vor, wie nothwendig es jetzt sei, den Herrn der Ernte zu bitten, daß er treue Arbeiter in seine Ernte sende,³⁾ und verwendete sich bei denjenigen Städten, welche, wie Rixingen und Rempten, ihre Stipendiaten an ihn empfohlen hatten, für die letzteren auf das nachdrücklichste. Viele Studenten, sagt er, habe die Pest von hinnen weggeschreckt, und die, so hier bei ihren Studiis zu bleiben gedenken, „müssen sich mit guter bequemer Speiß vnnnd nötigen Präservativen erhalten vnnnd für der gift verwaren. Auch bedorffen sie teglich mer Büchle.“ Kurz, sie können, da die Zehrung immer schwerer wird, ohne ihrer Studien Versäumniß mit 40 fl. nicht mehr auskommen: daher die Bitte um eine Zulage von 10 oder 12 fl.⁴⁾ Wenn man ihn dazu ermächtigt, sagt er bei einer andern Veranlassung, so wolle er das Geld einstweilen vorschießen.⁵⁾ Es bezieht sich dieß auf die Stipendiaten des Markgrafen Georg Friedrich, deren er sich überhaupt mit dem treuesten Eifer annahm. Man sieht dieß u. a. aus einem Briefe v. J. 1567, aus welchem zugleich hervorgeht, wie genau er sie beobachtet hatte. Es waren vorzügliche junge Leute unter ihnen, die er nach Gebühr auszeichnet; die übrigen werden nach folgenden Merkmalen classificirt: „Ettliche sein all zu zeitlich vff die Academien geschickt, ehe sie in der Grammatica wol fundirt gewesen. Ettliche lassen sich ihre Tugent vnnnd anderer Exempel ettwas zur fröligkeit abführen;“ doch sei zu hoffen, setzt er hinzu, daß die empfangene Vermahnung Frucht bringen werde. Ungestüme, wilde Gesellen seien nicht unter ihnen; aber einer, Joh. Serranus, sei eine Zeitlang her der

¹⁾ 123. 385. ²⁾ 125. 228. ³⁾ 128. 145 (Dienst. n. Esto mihi 1567.)

⁴⁾ Eb. 109. 289 (1567/78). ⁵⁾ Eb. 100 sq.

Musica obgelegen, mit Componiren, Singen und Pfeifen und dadurch mit den Gesellen gemein worden, habe auch der Lectiones versäumt, aber auf Ebers harte Vermahnung und Bedrohung ernstlich zugesagt, forthin seinem Studio fleißiger obzuliegen, und der Gesellschaft und unzeitigen Musicirens sich zu enthalten. Von einem Andern heißt es: Läßet sich gelehrter bedünken, denn er ist; von einem Dritten: er sei nicht sehr fleißig gewesen, habe dafür das Fechten gelernt und Schulden gemacht. Nachdem der Schreiber dann noch dem Sebast. Brodsorg, der „aus sonderlicher neigung zu einem tugentlichen Kind“ sich mit demselben versprochen, „seines zeitigen Freihens halben“ Vergebung auszuwirken gesucht, bittet er im Namen Aller um den Fortbezug der Stipendien und schließt mit den Worten: „E. F. G. wollen solch mein vilfältiges geilen, betteln vnd bißweilen verdrießliche Intercession für arme studirende gesellen mit gnediglich verzeihen.“ Auch das setzt er noch hinzu, daß, wenn der Markgraf es wünsche, er die Stipendien in einzelnen Raten auszahlen wolle, um die Empfänger „durch solches Mittel desto öfter zu sich zu bringen und über ihre Studien befragen zu können.“ ¹⁾

Durch ein Schreiben Georg Friedrichs vom J. 1563 war Eber auch veranlaßt worden, die Stipendiaten in Beziehung auf „die leichtfertige, verdrießliche und lößliche Bekleidung“ hart zu vermahnen und zu verwarnen; es war aber, wie man aus der Antwort sieht, „solche Unziemlichkeit bei gar Wenigen bisher gespüret worden.“ Die 30 fl., von welchen Einer klagt, daß er sich nicht länger damit in Wittenberg enthalten könne, reichten auch in der That zu solchem Luxus nicht hin. Waten Gelehrtere „um milde Steuer“ zu Bücherankäufen, so konnten sie jederzeit gewiß seyn, daß Eber sie vertrat, ²⁾ und eben so bestimmt durften sie darauf rechnen, daß seine Intercession nicht unberücksichtigt bleiben werde. Am Dienstag nach Jubilate 1568 dankt er dem Markgrafen, daß auf seine Bitte die Bezüge der Stipendiaten erhöht worden seien. Er will nun „darob sein, das so grosse Wolthaten nicht vergeblich durchgebracht werden.“ ³⁾

¹⁾ 128, 66 sqq. ²⁾ 128, 79. ³⁾ Eb. 245.

Was ihm bei diesen auf das Gedeihen der Kirchen und Schulen gerichteten Bemühungen nicht wenig zu Statten kam, das war der Einfluß, welchen er, wie auf den Dresdener Hof, so auch auf einige andre evangelische Fürsten ausgeübt hat. Fassen wir zunächst sein Verhältniß zu dem Churfürsten August und dessen Gemahlin in's Auge.

Es scheint vorzüglich die letztere gewesen zu seyn, durch welche er gelegentlich auch auf den ersteren gewirkt hat. Nach der Geburt einer Prinzessin hören wir ihn Gott danken, die Erhaltung des Gleichgewichts zwischen den beiden Geschlechtern rühmen und von ganzem Herzen für die Landesmutter beten.¹⁾ Die Churfürstin weiß es auch, wie treu ergeben er ihr und ihrem Hause ist, und sucht sich bei jeder Veranlassung erkenntlich dafür zu beweisen. Bald übersendet sie ihm durch Dr. Peucer „zwey gleckle des weissen vnnnd gelben Aquae vitae,“²⁾ bald 100 Thlr. für die Kirchenbedienten und Hausarmen, indem sie ihn zugleich ersucht, fleißig für sie zu beten und in solcher Anrufung mit Ernst anzuhalten.³⁾ Auch der Churfürst läßt ihm öfter reiche Almosen zustellen, damit er die armen Leute „alle Sonntag“ erfreuen könne. Gesach die Auszahlung, wie Eber gebeten, in neuer Münze, dann dankt er wohl auch mit den treuerherzigen Worten: „es sind eitel newe gröschle vnd recht gezehet gewesen.“⁴⁾ Daß er mit einer menschenfreundlichen Bitte übel angekommen wäre, davon findet sich nur ein Beispiel. Eber und seine Kollegen hatten sich gegen Ende des J. 1560 für zwei Uebelthäter verwendet; der Churfürst war aber nicht gesonnen, ihnen einen solchen Eingriff in sein landesherrliches Begnadigungsrecht zu gestatten. „Ich kann euch nicht bergen,“ schreibt Sagittarius, „daß er eure Intercession sehr ungnädig aufgenommen hat.“ Unglücklicher Weise mußte auch der Hofprediger mit darunter leiden; denn er war in den falschen Verdacht gekommen, als habe er die verdrießliche Sache angezettelt. Um nun den Churfürsten wieder zu besänftigen, gab Eber in seinem und seiner Kollegen Namen das schriftliche Versprechen: sie wollten in ähnlichen Fällen sich für Niemanden mehr verwenden. Das

¹⁾ 125, 358. ²⁾ 128, 262. ³⁾ Eb. 84 sqq. (1568.) ⁴⁾ Eb. 317 (27. Jul. 1569.)

trug Sagittarius vor, worauf August mit den Worten abbrach: „Ich muß ikt zufrieden sein; kompt aber nicht wieder!“¹⁾

Außer seinem Landesherrn waren es besonders der Markgraf Georg Friedrich und G. Albrecht von Preußen, welchen er aus „angeborener Neigung und unterthäniger Lieb zu dem ganzen hochlöblichen Haus Brandenburg“²⁾ die größte Ergebenheit widmete, wie denn auch sie ihn bei jeder Gelegenheit auszeichneten und durch werthvolle Günstbezeugungen erfreuten. Letzteren hatte er zum ersten Male gesehen, als er 1523 auf der Schule in Augsburg war; Albrecht stand damals im kräftigsten Mannesalter und machte, hoch zu Ross, an der Spitze von einigen Reitergeschwadern, einen Eindruck auf den bewundernden Knaben, den er nie hat vergessen können.³⁾ Der Herzog rebete ihn in seinen Briefen als „seinen Landsmann und Freund“ an, — eine Vertraulichkeit, auf welche der demüthige Mann nur mit einem: „woher kommt mir das?“ zu antworten weiß.⁴⁾ Daß Albrecht ihn gern bei sich gesehen hätte, hörten wir schon früher. Der Pfarrherr Funccius von Königsberg schrieb damals an Eber: „Gott weiß es, mit welcher fröhlicher Geberde und heiterer Stirn der fromme Fürst eure Briefe gelesen und immer wieder gelesen, wie begierig er gehört hat, was zwischen uns verhandelt worden ist. Mehr als einmal brach er in die Worte aus: Wolt Got, daß ich mein leben volend mit solchen leuten vnd mit solchen disputationen möchte hinbringen! — Und als ich wiederholt auf Deine Milde zurückkam, äußerte er eben so oft: Ich möchte diesen Mann sehen und mich seiner Mitwirkung bedienen, damit, wo möglich, die Eintracht in der Kirche und der Friede im Lande wieder hergestellt werde.“⁵⁾

Wie nützlich Eber sich dem Markgrafen Georg Friedrich gemacht hat, ist schon erwähnt worden; wir könnten noch hinzufügen, daß er ihm 1565 auch einen Hosprediger vorschlug.⁶⁾ Ueberhaupt wird nicht leicht Jemand eine größere Anhänglichkeit an „seinen Erbherrn“ gehabt haben, als er; der fürstliche Gönner lohnte ihm aber auch dafür durch ein warmes Wohlwollen und

¹⁾ Sagittar. an G., 11. Dec. 1560, 123, 320. 393. ²⁾ 128, 280. ³⁾ 125, 283 (G. an G. Albrecht, 27. Apr. 1563.) ⁴⁾ Eb. 149. ⁵⁾ 123, 354 (15. Juli 1561). ⁶⁾ 125, 192.

— „einen guten Trunk:“ von 1562 — 68 hat er vier Sendungen des besten Weins erhalten, und zwar nie unter 1 $\frac{1}{2}$ Fuder. Gewöhnlich begleitet der Verwalter das Geschenk mit einem freundlichen Schreiben, worin es u. A. einmal heißt: „Wann der Wein E. E. zukommt vnd derselben wol schmeckt, so wurdet es E. E. ganz wol gegönnet.“¹⁾ So oft wieder eine so „reiche Verehrung“ angekommen ist, dankt Eber in den lebhaftesten Ausdrücken. Er erinnert an Psalm 104, 15, verspricht, wozu er ohnehin pflichtig sei, allen möglichen Gehorsam dafür zu leisten, und läßt wohl auch das Wort fallen: „solche fürstliche Milbigkeit sei traun bei vielen andern Potentaten und Herren sehr seltsam und gering.“²⁾ Ein Seitenblick, an welchen man wieder erinnert wird, wenn man in einem an Joach. Regius gerichteten Briefe v. 28. Mai 1567 die ganz ähnliche Bemerkung findet: „Etwas rhätischer oder italienischer Wein würde mir in meinem Alter und bei meinen anstrengenden Arbeiten sehr wohl thun, aber so etwas kommt nicht an uns. Mortuae sunt illae Mariae, qui pedes Jesu delassati et paulo post morituri preciosi unguenti perfusione refocillabant olim.“³⁾ Als er im J. 1568 die letzte große Weinsendung von Ansbach her erhielt, zweifelte er fast, ob es auch recht sei, von einem und demselben Wohlthäter immer wieder neue Schenkungen anzunehmen. Er fängt an zu rechnen und bringt heraus, daß E. E. sich zu sehr angegriffen habe. Der Wein allein, sagt er, sei, mäßig angeschlagen, über 30 fl. werth; dazu kämen noch die Fässer, — „eitel neue;“ — wie viel koste ferner dem gnädigen Herrn die Fuhr mit der Zehrung; auch die Pferde hätten dieweil daheim Nug schaffen können. Kurz, die Gesamtkosten blieben gewiß nicht weit von 100 fl. Und „das alles wirt doch nur darzu vffgewendet, daß ich einen Lust(=) vnnnd labtrund haben könn, der ich doch meines thuns vnnnd arbeit halben nicht des hiers oder auch wol Cosents wert bin.“ Er fange, setzt er hinzu, jetzt schier an, sich ein Gewissen darüber zu machen.⁴⁾ Schließlich sei noch erwähnt, daß der „von seinen Unterthanen herzlich geliebte“ Markgraf ihm im J. 1560 zum Weine auch einmal „ein Trinkgeschirr“, übersandt hat, und daß der Empfänger in seinem Dankschreiben

¹⁾ 123, 487. ²⁾ 128, 182. 338 f. ³⁾ 125, 391. ⁴⁾ 128, 60. 219 ff.

u. A. sagt: im Falle der Noth, wenn er von hinnen entweichen müßte, würde er sonst nirgends als bei seinem gnädigsten Landesfürsten Zuflucht, Schutz und Herberg suchen.¹⁾

Daß Eber auch in Beziehungen zu dem Herzog Julius von Braunschweig gestanden, ist aus einem Schreiben ersichtlich, mit welchem er die Zusendung seines Bibelwerks und Psalteriums begleitet hat. Er hält dafür, mit solchen Arbeiten sei die Zeit besser angelegt, denn wenn er viel Schelstbücher schreiben wollte. Daß aber wir, heißt es dann, von vielen Orten ungütlich mit harten Schmähschriften angetastet werden, das stellen wir dem gerechten Gott heilm und wollen, wie bisher, so auch ferner „unsrer Schularbeit mit Geduld und Stillschweigen abwarten.“²⁾

Da Eber seine schriftstellerischen Arbeiten hier selbst berührt hat, so wollen wir sogleich noch Einiges in Betreff seiner lateinischen Bibelübersetzung und seiner Abendmahlschrift anschließen. Ueber die nächste Bestimmung der ersteren schreibt er (d. Gregor. 1565) an den Prinzen Albrecht Friedrich von Preußen: der Churfürst, ob schon ein Mann von 40 Jahren, wünsche mit Hülfe derselben, nicht aus den heidnischen Autoren, das Lateinische zu erlernen. Er habe deshalb die Jagd und andre Vergnügungen bei Seite gesetzt und durch fleißiges Lesen in seiner deutsch-lateinischen Bibel es bereits so weit gebracht, daß er ganz gute und grammatisch richtige lateinische Briefe schreibe.³⁾ „Dieses löbliche Exempel“ empfiehlt er in einem andern Schreiben auch dem Markgrafen von Brandenburg, indem er ihm zu verstehen gibt, daß die Befolgung desselben S. F. G. in mehr als einer Beziehung von Nutzen sein würde. Von dem Werke selbst sagt er, es mache ihm große Mühe und nehme viel Zeit weg.⁴⁾ Am leichtesten seien noch die historischen Bücher des A. T. zu bearbeiten; desto größere Schwierigkeiten böten aber die Propheten, Hiob, die salomonischen Schriften und einige Apokryphen dar, weil hier die alte lateinische Uebersetzung oft weit von der deutschen abgehe, während die letztere sich fast durchgehends sehr genau an den hebräischen Grundtext anschließe. Darauf nehme indeß der begierig wartende Churfürst

¹⁾ 128, 28. (241.) ²⁾ Eb. 116 (12. März 1565.) ³⁾ 125, 217. ⁴⁾ 128, 255.

eben so wenig Rücksicht, als auf die vielen anderweitigen Geschäften Ebers: er dränge den Drucker, und dieser hinwiederum ihn selbst. So habe nothwendig zuletzt seine Gesundheit leiden müssen; denn die Arbeit habe seine Sehkraft und sein Gehirn nicht wenig abgestumpft; doch müsse er zum Preise Gottes hinzufügen: *Adiuvit Deus et corpusculo tenero vires auxit.* — Wenn er manchmal recht im Gedränge gewesen war und anfangen wollte zu klagen, so vertröstete man ihn auf die Munificenz des Hofes: der Eine sprach von 500, ein Anderer von 1000 Joachimsthalern, ein Dritter nannte gar eine noch höhere Summe; Eber gab aber nicht viel darauf, denn er hielt weder das Jahrhundert (*hoc tenax, rapax, profusum et mendicum seculum*)¹⁾, noch die höheren Regionen in Dresden für so überaus splendid: „ich weiß aus Erfahrung,“ sagt er, „daß man zwar gegen Juristen, Aerzte u. A. sehr freigebig ist, aber nicht gegen uns Theologen,“ und der Erfolg zeigte wirklich, daß er richtig gesehen hatte, denn man glaubte seine Dedication mit „der geringen ergiebigkeit“ von hundert Gulden hinlänglich belohnt. Und selbst dieses bescheidene Honorar hatte er erst dadurch herauspressen müssen, daß er am 22. Nov. 1565 Claviger vorstellte: „Man kann sich mit einem gewissen Rechte für mich verwenden, theils weil uns eine Remuneration für unsre Mühe versprochen, theils weil der Arbeiter seines Lohnes werth ist.“ Da hatte doch H. Albrecht sich weit fürstlicher gezeigt, wenn gleich ohne sein Verschulden auch er zuletzt nicht in der Lage war, etwas thun zu können. Als er das Bibelwerk zu Gesichte bekam, äußerte er gegen seine Umgebung: „Eberus hat eine nütze arbeit gethan, die Ihm billig mit dreitausent gulden vom Churfürsten zu Sachsen vergolten wirt, vnser Son soll Ebero drehundert thaler zur verehrung schenken.“ Die Auszahlung wurde hierauf wirklich befohlen, der Schatzmeister war bereits angewiesen, dieselbe durch einen Leipziger Kaufmann zu bewerkstelligen, es fehlte nur noch die durch einen fürstlichen Besuch verzögerte Unterschrift des Herzogs: da hemmten auf einmal „die schweren Henden, welche um dieselbe Zeit in Preußen „fürfielen,“ den Vollzug. Am 17. Mai 1567 schrieb Eber an den Herzog und erinnerte ihn, weil er gehört: „daß die Irrungen, ob deren er und Andre billig ein be-

¹⁾ 125, 386.

Sirt: Paul Eber.

trübtes Mitleiden mit S. F. D. und der ganzen Landschaft gehabt, nun etwas beigelegt seien," seiner freiwilligen und ungesuchten Zusage: der Herzog möge, wo nicht mit einem Geschenk, sich mit einem Legato und gnädigsten Valets gegen ihn erzeigen. Aber „die Bertröstung war" nun einmal „in den Brunnen gefallen"; denn Albrecht starb, ehe er das Gesuch hatte erledigen können, und die erbetene Intercession der markgräflichen Gesandten bei dem Nachfolger scheint ebenfalls ohne Wirkung geblieben zu sein. Am 8. Mai 1569 hatte Eber wenigstens noch nichts erhalten. Den Fürsten traute er die wohlwollendsten Absichten zu; aber auf ihre Umgebung war er zu Zeiten gar nicht gut zu sprechen. „Die Kargheit der Höflinge," schreibt er einmal an Baumgärtner, „ist doch gar zu groß." ¹⁾

Glücklicher war er mit seiner Schrift *de coena* gewesen: S. Albrecht, welchem er sie dedicirt hatte, schickte ihm für das, wie Eber sich ausdrückt, „geringe Büchle," — *impolitum et multis in- visum scriptum*, — die fürstliche Verehrung von 100 Thalern. ²⁾

Wir nehmen jetzt den Faden der Zeitercignisse wieder auf. Ehe noch die Pest im Frühling 1567 erloschen war, wurde das Gemüth des Mannes, der ohnehin Alles sehr schwer nahm, schon wieder durch Nothstände andrer Art stark afficirt. In einem Briefe v. 9. April beklagt er den gefährlichen thüringischen Krieg, den elenden Zustand der armen Kirchen hin und wieder, als in Niederland, Pfalz, Oestreich, Preußen, „da es überall erbärmlich zugeht, und große Zerrüttung der Kirchen durch Verweisung oder Uneinigkeit der Prädicanten fürsallen." Auch die Absichten des Herzogs Heinrich von Braunschweig, der den Kelch nur zulassen zu wollen scheine, um dem armen Volke das ganze Pabstthum wieder aufzudringen, kommen ihm sehr verdächtig vor, zumal da er besorgen zu müssen glaubt, daß derselbe vielleicht „ein Vorsechter andrer Potentaten sei." ³⁾ In Oestreich wenigstens werde es gewiß noch zu grausamen Verfolgungen kommen. ⁴⁾

¹⁾ 125, 320 sq. 143 sqq. 25. — 128, 217 f. — 122, 74. — 125, 373. 385. ²⁾ 128, 354 (an den Herzog), 125, 370 (an Auriſaber), beide v. 15. Oct. 1563. ³⁾ 128, 106 ff. (*Non est missa.*) ⁴⁾ 125, 342 (prid. Palm. 1567.)

Was ihm am nächsten lag und deßhalb am tiefsten zu Herzen ging, das war der schon erwähnte thüringische Krieg. Er bejammert das traurige Schicksal der ohnehin schwer genug heimgesuchten Gegend, den ungewissen Ausgang der Unternehmung,¹⁾ die Einschließung der Stadt Gotha und die Hartnäckigkeit der dem Reiche Trost bietenden Vertheidiger. Ueberdies fürchtet er für das Leben und den guten Namen seines Landesherrn:²⁾ wie denn wirklich bald darauf sehr beunruhigende Gerüchte über den Churfürsten und dessen Gemahlin in Umlauf kamen.³⁾ An die letztere richtete Eber „in diesen schweren vnd gefährlichen leufften“ ein von allen Dienern des Wortz zu Wittenberg unterzeichnetes Trostschreiben, welches in seiner Art ein Meisterstück genannt zu werden verdient, aus dem man aber auch zugleich sieht, wie ernst er „in diser geschwinden Zeit“ gestimmt war. Ueberzeugt, daß die Vorkboten der letzten Zeit da seien, — denn man habe jetzt Pestilenz, Krieg und Empörung, Hungersnoth und theure Zeit, — meint der Conciplent, es müßte ein steinernes Herz seyn, welches die augenscheinliche Noth, die täglich wachsende Trübsal nicht fühlte noch beherzigte. Der Churfürstin wird das schmerzlichste Mitgefühl ausgedrückt, weil ihr geliebter Ehegemahl und Herr durch Kaiserlicher Majestät Mandata und gemeinen Reichs-Beschluß zu einem ganz gefährlichen Krieg wider seinen nächsten Blutsfreund und Vettern gedrungen werde, aber auch hinzugefügt, daß es sein Veruf und seine ordentliche, hohe und von Gott gesetzte Obrigkeit sei, welche ihn zu dieser Kriegshandlung getrieben. Was die letzte Zeit betrifft, — von welcher wir, heißt es, aus Gottes Wort und aus dem, so täglich geschieht, ganz gewiß sind, daß wir dieselbige erreicht, und nunmehr unsers lieben Herrn Jesu Christi Wiederkunft, seine Kirche zu erlösen, nicht ferne seyn kann, — so wird der bekümmerten Fürstin der Trost dargeboten: „daß der Herr Christus auch in und unter den Trübsalen der letzten Zeit ihm eine ewige Kirche in diesem Leben sammeln, erhalten, schützen und bewahren wolle, und daß Alle, die ihm angehören, ihm bekannt sein, daß bei denselben er bis an's Ende der Welt seyn und bleiben wolle, und daß seiner Schäflein keines aus seinen Händen gerissen werden,

¹⁾ 125, 280 (28. Febr.) ²⁾ Eb. 285 (7. März.) ³⁾ Eb. 304 (16. April).

noch umkommen solle.“ — „Diesen Trost,“ heißt es schließlich, „achten wir für überaus groß und stark, und wissen, daß demselben Zeugniß geben müssen alle Heiligen Gottes, so in rechter Anrufung des Herrn Christi leben.“¹⁾)

Bald darauf fühlten Eber und seine Amtsgenossen sich noch einmal angetrieben, ihre Stimme zu erheben. Sie hatten nämlich „mit Schmerzen“ hören müssen, daß die armen Leute in Thüringen, so dieser Krieg betroffen, von dem Kriegsvolk übel behandelt und hart bedrängt wurden, was ein Geschrei zu Gott wider dasselbe erzeuge. In dieser Winterkälte aus ihren Häusern verstoßen, müßten sie „wie das Vieh sich im Mist enthalten.“ Unter Hinweisung auf das, was Johannes der Täufer den Kriegsheuten befiehlt: „Thut Niemand Gewalt noch Unrecht, und laßt euch begnügen an eurem Solde!“ wie auf das Wort des Propheten Jesaias: „Wehe dem, der da raubt, denn er soll wieder beraubt werden,“ wird deßhalb die Churfürstin um ihre wirksame Fürbitte angegangen.²⁾)

Der Ausgang der Execution ist bekannt. Als die Stadt Gotha am 13. April übergeben war, schrieb Eber zu seiner eigenen Notiz die Zeitung nieder: H. Hans Friedrich von Sachsen wurde in Kais. Maj. und des R. Reichs Namen gefänglich angenommen. Den 18. April wurden Wilh. v. Grumbach und Dr. Ch. Brück, Canzler, lebendig, und Wilh. vom Stein nach der Enthauptung geviertelt, und sind die Stücke „vff die strassen vffgehengt worden. Hans Weir, Secretarius, ist erhengt, und Dav. Baumgartner geköpft worden.“³⁾)

Unter denjenigen, welche man gefangen genommen hatte, befand sich auch der Bürgermeister von Gotha, Georg Tasch, des Malers Lucas Cranach Schwiegersohn. Eber, welchen das Schicksal dieses seines Landsmanns sehr bekümmerte, wagte es, die Verwendung der Churfürstin zu seinen Gunsten anzusehen. „An allen Selben vnnd gewaltigen Kriegsfürsten,“ sagt er mit edlem Freimuth, „ist zu allen Zeiten die Sanftmütigkeit, so sie nach erlangtem Sieg an Ihren überwundenen Feinden erzeiget haben, mehr gelobet vnnd höher gerühmet worden, denn die Großmütig-

¹⁾ 128, 256 ff. (conv. Pauli 1567.) ²⁾ Eb. 261 (o. D.) ³⁾ Eb. 264.

keit selbst, durch welche sie den löblichen Sieg erhalten haben.“¹⁾ Man sieht: die unangenehme Erfahrung, welche er in einem ähnlichen Falle gemacht, hatte sein menschenfreundliches Herz nicht entmuthigt.

Um die Mitte der sechziger Jahre hat sich auch in seinem Familienleben Manches zugetragen, was unsre Theilnahme erregt: es wird deßhalb hier der passendste Ort seyn, eine kurze Geschichte desselben einzuschalten.

Eber war ungemein empfänglich für das Glück der Ehe und die reinen Freuden der Häuslichkeit. Bei jedem Anlaß preist er die erste: ²⁾ sie ist ihm eine der segensreichsten göttlichen Ordnungen, und mit innigem Wohlgefallen spricht er in den ersten Jahren nach seiner Verheirathung von dem kindlichen Lallen seiner Kleinen. ³⁾ Ist er abwesend, dann regt sich wohl auch ein starkes Verlangen nach seinen Kindern, so daß er schreibt: sie sollen kommen! Und kaum hat der kleine Timotheus dieses Wort gehört, so fängt er an vor Freude zu hüpfen, indem er zugleich durch Stimme und Geberde ausdrückt, daß er im Wagen fahren wolle. ⁴⁾ Das waren glückliche Zeiten, aber das Hauskreuz blieb auch nicht aus; denn von den 14 Kindern, welche seine Gattin ihm mit der Zeit gebar, sollten nur 2 Söhne und 2 Töchter ihn überleben. Schon um die Mitte des J. 1548 hatte er ein sehr liebliches Mägdlein von nicht ganz 20 Wochen verloren: es starb an epileptischen Zufällen, und sein früher Tod beugte die Aeltern sehr darnieder; doch tröstete er sich mit den Worten: „Wir ergeben uns in den Willen Gottes und sagen ihm Dank, daß er diese kleinen Abkömmlinge unsrer schwächlichen Körper zu sich nimmt und diesem elenden, verwirrten Zustand der Dinge entrückt, vor welchem ein Familienvater schauern muß, wenn er seine Kinder ansieht; denn über diese werden die Uebel, von welchen sich jetzt erst die Anfänge zeigen, im vollsten Maße hereinbrechen.“⁵⁾ Schon waren ihm nicht weniger als sieben Kinder wieder entrissen worden, als in den letzten Tagen des Januar 1564 das achte nachfolgte, der vor-

¹⁾ 128, 139 (Connab. n. Jubil. 1567). ²⁾ 127, 483 sq. u. ö. ³⁾ 123, 37. ⁴⁾ Eb. 472 (Bögling Henricus an Eber, 12. Mai 1562.) ⁵⁾ 123, 403. (22. Jun.)

hin erwähnte Timotheus, ein aufgeweckter und hoffnungsvoller Knabe von vier Jahren (*bellissimus et ad multorum admirationem usque ingeniosus et lepidus puer*), welcher bereits die Schule besucht hatte.¹⁾ Keines Kindes Tod hat den Vater mehr geschmerzt: er kann dasselbe gar nicht vergessen, und wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß jener ergreifende Brief Ebers, in welchem er (ohne Datum) einer christlichen Jägermeisterin für ihre Theilnahme an einem vor kurzem erlittenen Verluste dankt, bei dieser Veranlassung geschrieben worden ist. Die Schreiberin hatte u. A. von ihren eigenen schweren Geschicken gesprochen; daran anknüpfend, sagt er: Das hat mir großen Trost gegeben und mich schamroth gemacht, daß ich so weichherzig, dieses meines Sohns Tod schwerlich vergessen kann, da ich doch weiß, daß ihm am allerbesten, und uns Eltern auch wohl damit gerathen ist. Nachdem er dieß noch weiter ausgeführt, versichert er, daß auch er sich wahrlich nach der Ruhe in Christo herzlich sehne und sich darauf freue, — „auß hoffnung das dieselbige nit weit von mir ist.“ — Dennoch beseufze und suche die natürliche Liebe des väterlichen Herzens denjenigen, „den sie nit gern von sich gelassen hat.“ Wäre diese Liebe dem Gesetz und Willen Gottes gleichförmig, so würde sie sich herzlich freuen ob ihrer Kinder seligen Abschied, dieweil sie weiß und glaubt, daß den Kindlein, die in dem Herren entschlafen sind, im Schooß des Herrn viel besser ist, denn ihnen jemals in diesem Leben gewesen ist, oder hat seyn können. Aber diese unsre Lieb ist in dem Fall unrein, daß sie nur stete Gegenwärtigkeit des Geliebten, und also ihre eigene stets währende Freude und Lust an dem Geliebten suchet und begehret, ungeachtet des Guten, so der geliebten Person durch die Wanderung aus diesem Leben in ein viel besseres widerfahren mag. Diese meine Schwachheit und Unreinigkeit in der Lieb klage ich Gott und euch und bitt den geliebten Sohn, unsern Heiland Jesum Christum, daß er durch seine und des Vaters wesentliche ewige Lieb, den h. Geist, unsre unreine Herzen reinigen und wahre Lieb gegen ihn und die Unsrigen, nebst festem Vertrauen, Geduld, Gehorsam und Dankbarkeit in uns allen anzünden und von Tag zu Tag stärken und mehrten wolle.“²⁾

¹⁾ Intim. des Rect. v. 31. Jan. — 125, 300. 15. ²⁾ 128, 62.

Seinen ältesten Sohn Paulus hatte Eber schon sehr bald in andere Hände geben müssen. Wie lieb es ihm auch gewesen wäre, wenn derselbe vorerst unter seiner eigenen Leitung in den Künsten und Sprachen noch weiter hätte fortschreiten können, so mußte er doch den gebieterischen Anforderungen der Erziehung und der Schwere seiner Amtspflichten dieses Opfer bringen. Während auswärtige Freunde ihm immer wieder neue Dienstleistungen ansahen, und u. A. Einer ihm zu wiederholten Malen die sonderbare Zumuthung machte, daß er eine ganze Kiste Bücher verkaufen solle,¹⁾ konnte er selbst für seine eigenen Kinder nichts mehr thun.

Im J. 1538 finden wir Paulus auf der Universität Straßburg, wo er so eifrig studirt, daß man dem Vater weisagt: *alterum Eberum certo futurum.*²⁾ Aus einem Briefe v. J. 1561 erfahren wir, daß derselbe auch ein tüchtiger Mathematiker war, und bald darauf muß es gewesen seyn, wo er eine Hauslehrerstelle annahm. Hier schließt sich nun ein sehr eingehender Bericht des Vaters an, von welchem wir einen Auszug geben müssen, weil er einen tiefen Einblick in das Innere seines Familienlebens gewährt. Er ist an einen ehemaligen Haus- und Tischgenossen, den M. Farenheit in Königsberg, gerichtet und v. 15. Oct. 1563, einer Zeit, wo Eber schon anfang, für das gefährdete Leben seines Timotheus zu fürchten.

Zuerst ist die Rede von Paulus. „Es geht bereits in das zweite Jahr, daß er Privatlehrer in Augsburg ist. Um einen Lohn, der nicht einmal zur Bestreitung seiner eigenen Bedürfnisse ausreicht, während er doch darüber seine eigenen Studien vernachlässigen muß, unterrichtet er die Knaben des Burgermeisters und einer Doctorswitwe, die noch Abc-Schützen, oder doch kaum über den Donat hinaus sind. Ich sähe ihn gern in einer größeren Schule, wo er mehr Gelegenheit hätte, sich zu üben; aber ich nehme Anstand, ihn Jemanden durch meine Empfehlung aufzudringen, — *ne mea admirari et magnifice ac supra modum praedicare dicar.*

Meine Tochter (Helena) nähert sich nun allmählig jenem reifen Alter, daß ich darauf bedacht seyn darf, mich nach einem

¹⁾ 125, 172. (173, 21. Jun. 1561: *meae occupationes infinitae.*) ²⁾ 123, 195.

Schwiegersohne umzusehen, damit es meinem armen, schwachen Weibe und meinen übrigen, noch unerwachsenen Kindern nach meinem Ableben nicht an einer Stütze fehle. Da wir aber bei unserm geringen Einkommen den Freiern keine stattliche Mitgift, auf welche man fast mehr als auf innere Vorzüge und fromme Erziehung sieht, in Aussicht stellen können, und da überdieß solche Mägdelein (ut sacrificorum filiae) um unsers mißachteten Standes willen wenig gesucht sind, so fürchte ich, es möchte sich nicht so leicht und zeitig eine passende Gelegenheit zur Verheirathung finden. Inzwischen wird Gott, der gnädige Vater der Waisen (denn als solche muß ich meine Kinder fast jetzt schon betrachten) sie gewiß seiner Zeit schicken, und ich will sie im festen Vertrauen auf seine überschwängliche Güte mit Geduld erwarten.

„Mein Sohn Johannes, ein lebendiger Knabe, ist schon seit mehr als einem Jahre auf der Schule zu Freiberg und verursacht mir nicht geringe Kosten; doch sehe ich aus den Zeugnissen seiner Lehrer und aus seinen eigenen schriftlichen Arbeiten, daß sie nicht vergeblich aufgewendet sind. Ich habe ihn der Leitung Anderer übergeben müssen, weil ich bei dem Uebermaß meiner Geschäfte nicht im Stande war, mich ohne Unterbrechung der Aufsicht und dem Unterrichte zu widmen. Ein treuer Diener muß neben andern Lasten eben auch diese auf sich nehmen; denn Christus spricht: Wer nicht verläßt Vater, Mutter, Weib, Kinder &c. um meinetwillen, der ist mein nicht werth. Ich bin genöthigt, alle meine Privatangelegenheiten hintanzusetzen, wenn ich bei der Schwäche meines Körpers meinem öffentlichen Amte nur halbwege genügen will.

Mein Martin (μωυλάλος), der jetzt doch wenigstens so viel sprechen kann, daß man ihn versteht, besucht mit dem vierjährigen Timotheus die Schule. Aber der letztere ist schon seit acht Tagen durch ein hitziges Fieber an's Haus gefesselt, welches die Kräfte seines kleinen Körpers in dem Grade angegriffen hat, daß wir um sein Leben besorgt sind. Alle Bekannten dauert der sehr hübsche und kluge Knabe, und wenn die Krankheit zunehmen, wenn sie ihn hinwegraffen sollte, so würde er nicht nur uns Aeltern, sondern noch viele Andre in tiefer Trauer zurücklassen.

„Das sechste Kind, ein eben so liebliches Töchterchen, mit Namen Maria, konnte schwer der Mutterbrust vergessen, was ihm eine tödliche Erkrankung zuzog; doch ist es durch Gottes Gnade wieder genesen, und nun wendet es sich gleichsam von der ungütigen Mutter ab, hüpfet aber und arbeitet (pugnat), sobald es mich sieht, mit Stimme, Händen und dem ganzen Körper, bis ich es in meine Arme nehme. So machen die Früchte der Ehe, die Kinder, den Aeltern viele fromme, aber unbeständige und mit großen Sorgen vermischte Freuden.“ ¹⁾

Eine Besorgniß, welche Eber hier und an einem andern Orte ²⁾ im Vertrauen geäußert, erwies sich glücklicher Weise als ungegründet; denn schon im darauf folgenden Jahre begannen die Hochzeiten in seinem Hause. Am Gallustage 1564 führte Paulus Dr. Maiors Tochter, Maria, zum Altare, ³⁾ und nicht gar lange darnach kam die Reihe auch an die Schwester Helena. Fast zu gleicher Zeit warben zwei Freier um die damals ein- und zwanzigjährige Jungfrau, zuerst der sehr ansehnliche und gelehrte Paul Schedius, der aber erst noch Italien und Frankreich bereisen und zwei Jahre im Auslande zubringen wollte, was denn doch dem Vater zu weit aussehend schien ⁴⁾; dann M. Joh. Leupold von Zwickau, ein junger Gesell von unbescholtenem Charakter und von guten Kenntnissen in den Künsten, wie in den Elementen der Jurisprudenz, dabei von sehr guter Familie. ⁵⁾ So war er den Aeltern von dem Freiersmann, M. Esrom, geschildert worden, und Eber hatte keinen Grund, der Empfehlung des letzteren zu misstrauen. Dafür tauchten aber jetzt andere Befürchtungen in seiner Seele auf. Schedius war, wie wir gelegentlich erfahren, dem Mägdlein doch nicht gleichgültig gewesen; auch war der Vater nicht ganz gewiß, wessen er sich von den künftigen Verwandten zu versehen hatte. Er schrieb deshalb 5. Jan. 1566 an Leupold und theilte, ohne irgend einen Umstand zu verschweigen, ihm die Sachlage mit. „Ich und meine Frau,“ sagt er, „waren von Anfang an nicht abgeneigt, mit Dir in Verwandtschaft zu treten, weil Du nicht nur bei uns, sondern auch bei Andern im Rufe der Rechtsschaffenheit stehst, und weil Deine Studien mich zu erfreulichen

¹⁾ 125, 368 sq. ²⁾ Eb. 25. ³⁾ Eb. 384. ⁴⁾ Eb. 319. ⁵⁾ Eb. 242.

Hoffnungen berechtigt haben. Aber es stand uns der Umstand im Wege, daß das Herz des Mädchens sich halb und halb einem Andern zugewandt hatte, und daß sie denjenigen, mit welchem wir sie gern verbunden sähen, zwar zu lieben wünschte, aber nicht so schnell lieben konnte. Deßhalb durften wir Dir so lange keine Hoffnung machen, als der Sinn unsrer Tochter, obwohl er Dir nicht abgeneigt war, noch zwischen Dir und der früheren Liebe schwankte. Jetzt ist sie aber ganz auf unsern Willen eingegangen und Dir so geneigt worden, daß sie der Mutter nicht undeutlich zu verstehen gegeben hat, sie sehe Deiner Rückkehr mit gespannter Erwartung entgegen.“ — Nun kommt noch ein zweites Bedenken. „Nur Eines ist es, was mich noch beunruhigt und veranlaßt, Dich zu ermahnen, daß Du Dich nicht übereilen, sondern Dich erst sorgfältig mit allen den Deinigen berathen wollest, ehe man beiderseits etwas verspricht. Du hast viele Anverwandte, welche, wie ich höre, sehr begütert und angesehen sind, und die vielleicht lieber sähen, daß, wie Du selbst eine Wittgast hast, Du auch ein reiches und aus einer vornehmen Familie stammendes Mädchen ehelichtest. Da könnte es nun leicht kommen, daß, wenn Du gegen ihren Willen diese unsre Tochter — *hanc nostram obscuram, indotatam, et aliquibus etiam contemptibilem (propter patris officium pastorale)* — heirathetest, sie Dir nachher wegen Deiner Unüberlegtheit Vorfürse machten und, weil Dir jene nichts zugebracht, sie geringschäßig behandelten, was den Frieden der Ehe empfindlich stören müßte.“ Eber bittet ihn deßhalb, falls die Verwandten dagegen seien, doch lieber seine Absicht aufzugeben. Sollten sie aber ohne alle Ueberredung von seiner Seite einwilligen, dann könne er, so bald er wolle, wiederkommen und auf seine Erklärung auch die der Aeltern vernehmen. Sehr wünschenswerth wäre es, wenn er von seinen Vormündern oder Verwandten einen oder den andern mitbringen könnte, damit auch sie der Aufnahme des Ehecontractes beizuhelfen. Den Schluß bilden Grüße der beiden Helden an die Verwandten und heiße Segenswünsche.¹⁾

Reupold muß die künftigen Schwiegerältern vollständig beruhigt haben; denn bald darauf hören wir, daß der Hochzeitstag be-

¹⁾ 125, 394 sq.

reits festgesetzt ist. „Den 25. Febr. 1566,“ schreibt Eber an einen unbekannten Freund, „wollen wir meine liebe Tochter Helenam und den ehrlichen jungen Gesellen M. Johann Leupold mit einem öffentlichen Kirchgang zusammenbringen in den heiligen Ehestand.“¹⁾ Außer der ansehnlichen neuen Verwandtschaft wurden auch Pessfinger und Camerar eingeladen: bei dieser Gelegenheit, wird den Freunden gesagt, wollten sie ihre Klagen über das Unglück der Zeit austauschen und sich durch gemeinsames Gebet trösten und stärken.²⁾ Eber hielt etwas auf einen ziemlichen Kreis von Gästen: die Hochzeit, sagt er in einem an den Churfürsten gerichteten Schreiben v. 16. Februar, soll in Gegenwart etlicher gottesfürchtiger ehrlicher Leut geschehen, „nit allein des öffentlichen Zeugnißes halben, sondern auch um stärkerer Anrufung willen zu Gott.“ Solch eine Hochzeitgesellschaft mußte man aber doch auch anständig bewirthen, daher die unterthänige Bitte: „weil allhie nichts solches zu bekommen, ihn mit etwas von hohem Wildpret und Fischen, was der glütige Gott zur selben Zeit mildiglich bescheren wird, zu bedenken, auch jemanden von S. F. G. Dienern, die hochzeitliche Freude zu ehren und zu zieren, anher zu senden.“ Um sicher zu gehen, hatte Eber gleichzeitig auch einen „gestrengen ehrenvesten Junfer“ um etwas von Hasen- oder Federwildpret gebeten, „weil,“ setzt er hinzu, „solches des großen Wassers halben allhie und in der Nähe nicht zu bekommen ist.“³⁾

Nach der Hochzeit, welche ein Freund des Hauses durch ein lat. Epithalamion feierte,⁴⁾ begleitete Eber unter strömendem Regen das junge Paar nach Zwittau,⁵⁾ wo er auch später dann und wann sich zum Besuche einfand. „Sage meiner Tochter,“ schreibt er 13. Febr. 1568 an den Eidam, „sie solle mir um die Zeit des Aequinoctium's ein weiches Ruhebett herrichten und etliche Fastnachtsküchlein aufsetzen.“⁶⁾

Im nächstfolgenden Jahre (1567) hörte man schon wieder die Stimme des Bräutigams und der Braut in Ebers Hause; denn auch die zweite von den beiden ältesten Töchtern⁷⁾ folgte jetzt dem Manne ihrer Wahl; man weiß aber weder, wie sie hieß, noch wer

¹⁾ 128, 133. ²⁾ 125, 242. ³⁾ Eb. 235. 128, 142 f. ⁴⁾ 25, 37 sqq.

⁵⁾ 125, 240. ⁶⁾ 125, 247. ⁷⁾ Eb. 25.

der letztere war. Wir hören bloß von den Zurüstungen zur Hochzeit, die am 27. October getroffen werden. Das Mahl, sagt der verständige Hausvater, soll gut, aber einfach seyn; denn die jetzige theure Zeit mahnt uns, jenen verschwenderischen Aufwand, wie er seither bei Hochzeiten und Tausen vorgekommen ist, auf das geringste Maß zu beschränken und uns jener Frugalität, welche immer seltener wird, zu befeßigen. Ebers Gebatterzmann, Sigismund von Brandenstein, hat „dem armen Brautpaare“ Hasen verzehrt, und der Pastor Lorchmann von Widra Krammetzvögel, *rarum apud nos*, setzt der erfreute Hochzeitvater hinzu, *avium genus.*¹⁾)

Johannes befindet sich jetzt in Schulpforte, wo er aus besonderer Vergünstigung unentgeltlich aufgenommen worden ist. In dem uns aufbehaltenen Verzeichniß der frühesten Böglinge begegnen wir auch seinem Namen,²⁾ und zwar ohne den ziemlich oft vorkommenden bedenklichen Zusatz: *aufugit*. Gleichwohl war der Vater nicht ganz zufrieden mit ihm; denn er hatte in letzter Zeit hören müssen, daß sein Sohn unfleißig sei. „Wenn du mich liebst,“ schreibt er ihm deshalb am 13. Nov. 1567, „wenn es dir fühlbar geworden ist, daß du einen gelinden und gütigen Vater an mir hast, wenn du den Gott fürchtest, welcher ernstlich gebeut, die Aeltern in Ehren zu halten, wenn du ein langes, ruhiges und mit jeder Art von Gütern gesegnetes Leben begehrt, wie er es allen frommen und gehorsamen Kindern heilig versprochen hat und gewißlich gibt, so darf ich von dir erwarten, daß du dir alle Mühe geben wirst, um bei dem nächsten Examen den Makel der Trägheit und Lässigkeit, den du dir angehängt hast, durch augenscheinliche Proben des Fleißes zu tilgen.“ Dann, heißt es weiter, sollten auch die Unterstützungen reichlicher fließen, und es komme nun lediglich auf ihn an, ob er einen Vater haben wolle, der mit Freuden geneigt sei, sich freigebig zu betheiligen, oder einen solchen, der aus Hoffnungslosigkeit karge und mit seinen Spenden zurückhalte.³⁾)

Diese bewegliche Ermahnung wird ohne Zweifel geschrumpft haben, wenn nicht, was auch möglich ist, damals schon jene Krankheit in dem Sohne lag, welche Febr. 1568 zum Ausbruch kam.⁴⁾)

¹⁾ 125, 241. ²⁾ 25, 100. ³⁾ 125, 210. ⁴⁾ Eb. 272.

und ihn nach dreijährigem Aufenthalt in Pforte nöthigte, in das Aelternhaus zurückzukehren. Am 22. Juni dankt der Vater dem Churfürsten für die bisherige Unterhaltung des Sohnes und sagt: da derselbe dort „ziemlich proficirt“ habe, so hätte er ihn gern noch länger in der Anstalt gelassen, was auch des Sohnes Wunsch gewesen wäre. Aber „in der Fasten habe sich ein Gefücht in den Kopf und für das Gehör gezogen:“ deshalb solle der jetzt neunzehnjährige Jüngling zu Hause ärztliche Hülfe suchen und dann öffentliche Vorlesungen an der Universität hören.¹⁾

Werfen wir nun noch einen Blick in den Eber'schen Haushalt, so bemerken wir hier die größte Einfachheit der Sitten und Gewohnheiten. Der Hausgenossen waren ziemlich viele; auch die Schwiegermutter war zu ihrer Tochter gezogen; überdieß mußte man wegen der vielen Arbeiten einen Diener und zwei Mägde halten:²⁾ man war also schon um deswillen genöthigt, sich möglichst einzuschränken. Die Dienerschaft zählte mit zur Familie: als einmal eine Köchin sich verhehlichte, nahm die ganze Hausgenossenschaft an der zweitägigen Hochzeit Theil.³⁾ Setzte man sich zu Tische, so war Eber nichts lieber, als wenn schlesische Käse aufgetragen wurden: Baymann von Goldberg schickte ihm einmal nicht weniger als „zwei Schöß.“⁴⁾ Die Klage: *mearum facultatum tenuitas* kehrt häufig wieder;⁵⁾ dennoch kann man jederzeit auf seine Gutherzigkeit und Gastlichkeit rechnen: „Du, ehrwürdiger Mann,“ schreibt Einer, der sie mit der That erfahren, noch von Straßburg aus, „hast mich als einen Vertriebenen mehr als menschenfreundlich aufgenommen, gehegt und unterstützt. Gott sei Dein und der Deinigen ewiger Lohn! Amen.“⁶⁾ Sein theilnehmendes Gemüth bemerkt überall sogleich, wo es fehlt: „eine schwere Zeit für die Wittwen der Professoren und andre bedrängte Leute!“ ruft er aus, als das Getreide, das Holz, überhaupt Alles immer theurer wurde, die Pest grassirte und der Winter vor der Thüre war.⁷⁾ Wertwürdig ist es dabei, was für Wege er einschlägt, um nicht nur sich und den Seinigen eine sorgenfreie Existenz zu verschaffen, sondern auch noch etwas für die Dürftigen zu erübrigen.

¹⁾ 128, 104. ²⁾ 125, 297 (13. Jan. 1568.) ³⁾ 123, 37. ⁴⁾ 123, 495.

⁵⁾ 125, 360 u. ö. ⁶⁾ 123, 332. ⁷⁾ 125, 360. 362.

Sein Bier braut er selbst: am 21. Nov. 1567 bittet er den Herzog Bernhard, ihm so viel Gerste, als zu einem Gebräu nöthig sei, um einen etwas mäßigeren Preis, als sie in Wittenberg verkauft werde, abzulassen. Was ihm dieses Gesuch abgenöthigt, war der Umstand, daß die Edelleute ihren Bauern verboten hatten, Getreide in die Stadt zu bringen.¹⁾

Viele Sorgen verursachte ihm auch die zweckmäßige Anlegung seiner kleinen Ersparnisse. Sein Wunsch, ein eigenes Haus zu besitzen, war ihm in Erfüllung gegangen; als er aber eine Dienstwohnung erhalten hatte, verkaufte er dasselbe wieder, und zwar, wie es scheint, um 1000 fl. Dieses Capital legte er nun gegen eine Jahresrente von 50 fl. bei dem Fürsten Joachim Ernst zu Anhalt an; aber am 13. Jan. 1562 fand er sich veranlaßt, dasselbe wieder zu kündigen. Die Sache sei ihm „etwas berewlich“ gewesen, schreibt er; denn solches Zinsnehmen wolle bei etlichen Unverständigen seltsame Nachreden verursachen, „als triben wir Kirchendiener selb Wucher Handel vnnnd dergleichen, die wider den selben vff der cangel predigen theten vnd sollten.“ Obwohl nun solche Rentenkäufe mit gutem Gewissen von allerlei Standespersonen könnten gebraucht werden, so wolle er doch nicht gern Jemanden zu bösen Nachreden, die dem Predigtamt zur Verfeinerung und Hinderung gereichen möchten, Ursach geben und deßhalb sein Geld lieber zur Erwerbung eines in ziemlich gutem Stand befindlichen und wohl gelegenen Brauerbes anwenden.²⁾ Warum dieser Plan nicht zur Ausführung kam, ist nicht bekannt; wohl aber hören wir, daß Eber zwei Jahre später, freilich auch wieder ohne Erfolg, für die am Markt stehende Brück'sche Behausung „mit dem drandrürenden heußle“ 1400 fl. bietet, von welchen er 8 — 900 floren baar erlegen, den Rest aber mit fünfzehn vom hundert verzinßen will.³⁾ Im November des folgenden Jahres spricht er außs neue davon, daß er seiner Frau ein Brauerbe kaufen wolle, damit sie und die Kinder nach seinem Tode sich leichter fortbringen, oder wenn sie dieses Besigthum nicht zu behaupten vermöchten, um des darauf hastenden Rechts willen dasselbe wenigstens vortheilhafter als ein andres veräußern könnten.⁴⁾ Gleichzeitig ist auch von passenden Gelegenheiten zu einer solchen Erwerbung die Rede;

¹⁾ 125, 358. ²⁾ 128, 313 f. ³⁾ Eb. 231. ⁴⁾ 125, 25.

aber das Haus des Dr. Draconites in der Bürgermeistergasse, welches Eber nach dessen Ableben im Mai 1567 um 414 fl. 1 gr. 4 pf. an sich brachte, hat doch wieder nicht in diese Kategorie gehört.¹⁾

Während der Fastenzeit des nächstfolgenden Jahres finden wir Eber zum letzten Male in der fränkischen Heimath. Er hält sich einige Tage in Ritzingen auf, um „sich mit seinen lieben Landsleuten zu legen,“ und „verrückt“ dann schnell nach Ansbach, wo er einen Sühneversuch vornehmen soll. Schon seit Wochen war von dieser Reise die Rede gewesen; aber fast hatte er befürchtet, daß er als „ein schwachleibiger und nunmehr alter Geselle“ sie nicht werde ausführen können. Ueber die Veranlassung müssen wir ihn selbst hören. Er fühle immer mehr, sagt er in seinem an Dr. Cracov gerichteten Urlaubsgesuch, daß er altere. Deshalb habe er bereits vorgehabt, seine Vaterstadt noch einmal zu besuchen und dem dortigen Rathe „seine Waisen“ zu empfehlen, für den Fall, daß Gott sein tägliches Gebet erhöere und ihn aus diesem mühseligen Leben zu der lang gewünschten und ängstlich ersehnten Ruhe der himmlischen Heimath kommen lasse. Jetzt habe er aber auch noch einen andern Grund, diese Reise zu beschleunigen; denn der Herr Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg wünsche, daß er eine zwischen dem Pfarrherrn M. Gg. Karg und Pet. Rezmann, Ecclesiasten zu Dnolzbach über den Artikel von der Rechtfertigung entstandene Controverse schlichten möge, damit sie nicht noch heftiger werde und das durch das Flacianische und Oflandristische Geschrei ohnehin verwirrte Volk nicht noch zweifelhafter mache. Er sei deshalb Willens, um D. Invocavit aufzubrechen und, um das den Wittenbergern nicht sehr freundliche Thüringen zu vermeiden, über Zwidau durch's Voigtland zu gehen; noch vor dem Palmsonntage werde er wieder zu seiner Kirche zurückkehren und dann um so fleißiger in seinem Amte seyn, um das allenfalls Versäumte wieder einzubringen.

Den kirchlichen Zwist, von welchem wir eben hörten, und bei dem vorzüglich das Gesetz und der neue Gehorsam in Frage kam, hatte Karg angeregt; er war aber durch „den harten Sinn“ seines Amtsgenossen sehr verschärft worden. Um nun einstweilen wenig-

¹⁾ 128, 156 sqq. (Kaufbrief.)

stens einen Waffenstillstand zu vermitteln, schrieb Eber: „sie sollten ja die Disputation unterdessen nicht noch weitläufiger machen:“) was ohne Zweifel ein sehr kluger Wink war.

Als er den Streit zur Freude des Markgrafen beigelegt und die Reise glücklich vollbracht hatte, war sein Herz voll Dankes gegen Gott. „Daß er uns so mächtiglich behütet und so wohl heimbracht, dafür können wir ihm nimmermehr genug danken. Denn es ist uns auf dem bösen Wege nirgend nichts Leids widerfahren, sondern allenthalben von Jedermann alles Guts, Ehre und Freundschaft erzeugt worden.“

Bald darauf sollte ihm noch eine andre Freude zu Theil werden. Denn nicht lange nach seiner Rückkehr kam jene letzte große Weinsendung an, deren wir schon gedachten, und nach deren Empfang er an den Markgrafen schrieb: er könne die Anzahl und Größe der fürstlichen Verehrungen, damit S. F. G. ihn begnadet habe, weder mit Gedanken, viel weniger mit Worten erreichen, er trage sie aber „alle uff einen Hauffen“ unserm gnädigen Gott täglich für. Der wisse dieselben alle und gedenke ihrer.“)

Daß an das reiche Geschenk, welches er eben wieder erhalten, sich noch mancherlei andre Erwägungen knüpften, sehen wir aus einem an den markgräflichen Kammerschreiber gerichteten Briefe v. 25. Mai, der zu charakteristisch ist, als daß er nicht seinem Hauptinhalte nach ausgezogen werden müßte. Nachdem Eber, wie wir schon früher mittheilten, sich über den großen Werth und das Unverdiente der Gabe ausgesprochen, sagt er: auch seine Hausfrau meine, der gnädige Herr sollte nicht so viel aufwenden, und predige ihm bisweilen vor, es wäre besser, er verziehe sich dieses Labtrunks und trachtete auf solche Wege, daß sie und seine armen Waislein auch nach seinem Absterben noch etwas zu ihrer Nothdurft haben könnten und sich des besorglichen Mangels erwehren möchten. Nun sei es allerdings wahr, daß er mit all seiner großen Arbeit während eines Zeitraums von 33 Jahren nicht so viel erworben habe, um seinem Weib und Kindern ein Brauerbe, oder etwas von Gärten, oder Acker, oder einen einigen liegenden Grund kaufen zu können, eine verwüstete Holzhufe ausgenommen, die er

1) 128, 99. 223 ff. 227 ff. 125, 270. 2) 128, 246.

von einer Wittve an Schulden habe müssen annehmen, um welcher willen er aber mit ihr des Petitorii halben heute noch von dem vorigen Besitzer vor dem Hofgericht angefochten werde, so daß, wenn nicht der Churfürst ein Einsehen habe, er besorgen müsse, daß er um die Hufe und das Kaufgeld komme. Außer diesem streitigen Grundstück und was dasselbe „an greserey“ jährlich tragen könnte, wenn es ihm bliebe, was aber wenig und ungewiß sei, besitze er bloß noch „zwei geringe heußlin“, die er für 800 fl. verschaze und über 900 fl. nicht verkaufen könnte, als kleine Buden; sonst habe er nicht eines Fuß breit an liegenden Gütern jemals gehabt oder noch; so habe er auch nicht einen einigen Gulden „off Zins aussen,“ daß sich also sein Weib und Kinder nicht eines einigen Pfennigs gewisses Einkommens nach seinem tödtlichen Abgang zu getrösten haben würden. Deshalb habe ihm diese seines Weibs Erinnerung gleichwohl allerlei Gedanken gemacht und ihn sehr bewegt. Und zwar habe er, da S. F. G. sich also mit Reden gnädiglich vernehmen lassen, als wäre sie gesinnet, ihn auch forthin gleicher Weis zu versehen, mit seinem Weib diese Rechnung gemacht, daß ihnen viel besser gebient wäre, wenn Ihre F. G. das große Geld, das die Weinsendung koste, ihnen nur zum Theil zukommen ließe, daß sie davon etwa ein bequemes Brauerbe erkaufen könnten, incl. der 40 fl., welche der gnädige Herr aus Gnaden seinem Sohne zur Förderung seiner Studien bisher habe folgen lassen. Oder aber möge Ihre F. G., wenn sie lieber wollte, ihm und den Seinigen semel pro semper aus milder fürstlicher Gnade eine namhafte Summe verehren, damit er seinem Weib und Kindern etwas erkaufen und hinterlassen könne. Oder aber möge dieselbe solche jährliche Pensiones zusammen sparen und nach seinem Absterben sein armes Weib mit einer jährlichen Hülfe für ihr Leben versehen. In Summa, er wollte sich gern des guten Trunkes verzeihen, wenn er nur dieses vor seinem Tod zuwege bringen könnte, daß sein armes gebrechliches Weib nur zur Nothdurft möcht versorget werden. Anderswoher habe er nichts zu hoffen; denn sein gnädigster Churfürst habe des Ausgebens sonst viel und werde „zu sehr angelassen und erschöpft.“ Solche seine und seines Weibs Gedanken zeige er dem Herrn Kammermeister vertraulich an, mit der Bitte, er wolle ihm rathen, welchen Weg er einschlagen solle, wo nicht anders

Gefahr dabei sein möchte, daß er durch Bitten um ein Künftiges auch die gegenwärtige Gnade und Mildigkeit seines Fürsten und Herrn verscherze, „wie der Hund im Esopo, der nach dem Schatten im Wasser schnappet, und das gute Stück Fleisch, das er im Maul trug, darob fallen ließ und verlore.“ Er versehe sich zu seinem guten Freunde, daß, wenn er seine Gedanken für unrathsam erkenne, er sie freundlich abweisen und ihn bei der jegigen Gnade seines Fürsten erhalten werde. Uebrigens möge er ihm nicht verargen, daß er, eingedenk des göttlichen Befehls, nach welchem nicht die Kinder den Aeltern, sondern die Aeltern den Kindern Schätze sammeln sollen, die Seinen zu versorgen suche. Er wolle ja nur, daß sie ihre Nothdurft haben, ohne einigen Ueberfluß, der sie nur zu Müßigang, Pracht und schädlicher Wollust verleiten könnte. Er habe aber seinem Weib und Kindern nichts erarbeiten und um seines Amtes willen seiner Nahrung nicht warten können: darum müsse er nothgedrungen jetzt in seinem Alter, wo er den Tod vor sich sehe, für sie betteln.¹⁾

Welchen Erfolg diese vertrauensvolle Mittheilung gehabt, erfahren wir nicht; wohl aber werden wir bald hören, daß der Herr auf andrem Wege seinen Diener aller Sorgen überhoben hat.

Indem wir uns nun dem Ende seines Lebens nähern, müssen wir zugleich noch einen Hauptpunct berühren, nämlich die kirchlichen Controversen, in welche Eber verflochten war. Sie sind bis hieher aufgespart worden, weil sie in engem Zusammenhang mit seinem Ausgang aus dieser Welt stehen.

Es ist bekannt, daß das Ansehen der Wittenberger Schule schon seit den Interimsstreitigkeiten sehr gelitten hatte. Wenn Melancthon und seine Collegen aus Schmiegsamkeit und „schwacher Furcht vor der Möglichkeit einer Gefährdung der Kirche“ auf dem Leipziger Convent auch weiter nichts als das weiße Chorhemd zugelassen hätten, so würde schon dieß hingereicht haben, Anstoß zu erregen, weil wie Marc. Heise noch im Mai 1569 an Eber schreibt, man in gratiam pontificis et imperatoris, patroni Antichristi, den Gebrauch desselben gebilligt hatte.²⁾ Worin gefehlt

¹⁾ 128, 219 ff. ²⁾ 127 407.

worden war, daß sah letzterer schon am 21. Jan. 1551 recht wohl ein. Quae nostra sunt huius tristissimi temporis errata, schreibt er an einen Unbekannten, ea admoniti libenter agnoscimus, et duriozem etiam imo iniquam aliquando etiam et acerbam quorundam insectationem tanquam poenam meritam patienter ferimus, et quod acquissimum et necessarium nobis est, eorum veniam a clementissimo Deo patre Jesu Christi ardentè expectimus.¹⁾ War der Brief, in welchem diese Stelle vorkommt, an Westphal gerichtet gewesen, so hat er versöhnend gewirkt; denn es liegt uns ein Schreiben des letzteren vom 10. December vor, in welchem er Ebers Mäßigung nicht genug rühmen kann und, um nicht von ihm übertroffen zu werden, hinzufügt, daß Freundschaften unsterblich, Feindschaften dagegen sterblich seyn müßten. Dasselbe enthält auch ehrerbietige Grüße an den Herrn Präceptor Philippus und ist überhaupt in einem sehr würdigen und wohlthuenden Tone verabfaßt.²⁾ Wie Eber über die *Adiaphora* dachte, läßt sich aus einer Zuschrift schließen, welche er 21. Juni 1569 an die evangelischen Stände des Erzherzogthums Oestreich unter der Ens gerichtet hat. Von der Besorgniß ausgehend, die Durchführung der vom Kaiser Maximilian den Bekennern der A. G. gemachten Zugeständnisse möchte an dem Widerstande gegen gewisse Ceremonien scheitern, stellt er den Grundsatz auf: „was ohne Verletzung des Gewissens, ohne der Leut merkliches Aergerniß, und ohne der Lehr Verdunkelung möge angenommen werden,“ das solle man viel lieber nachgeben, um nicht den Kaiser vor den Kopf zu stoßen und scheu zu machen, also daß er auch der reinen Lehre halben nichts willige.³⁾ Ein Princip, in welchem fast noch etwas aus vergangener Zeit nachzuklingen scheint, über dessen mögliche Consequenzen man aber durch ein andres Gutachten v. 23. Sept. 1567 beruhigt wird. Denn hier ertheilt Eber auf die Anfrage der Diener des Worts in Amberg, wie sie sich etlicher strittigen Artikel und Ceremonien halben verhalten sollten, die männliche Antwort: Wenn man sie zu schrecken beabsichtige, so wolle es ihnen als christlichen Seelsorgern „auff den fall der bekantnus“ nicht gebühren, zugleich kalt und warm zu seyn, wie Gottes Geist in

¹⁾ 123, 132. ²⁾ 123, 129 sq. ³⁾ 128, 297 ff.

der Apokalypse diejenigen schelte, so um Gefahr willen richtige und klare Bekantnuß und Widersprechung des Unrechten fürchten oder fliehen, und der Welt zu gefallen reden und handeln.¹⁾

Was die Einzelheiten des synergistischen Streits betrifft, so haben wir hier nur noch einen Brief nachzubringen, in welchem Eber sich ungefähr auf ähnliche Weise, wie später die Concordienformel, gegen die Proposition, daß gute Werke zur Seligkeit schädlich seien, ausgesprochen hat. „Wir verwundern uns und trauern darüber,“ schreibt er, „daß Etliche in einer so ernstern Sache und ohne alle Rücksicht auf schwache Gemüther mit gefährlichen Redensarten spielen, was ohne Zweifel Gott nicht ungestraft lassen wird.“ Gelegentlich gibt dann auch noch eine Seeschlacht, in welcher die Osmanen Sieger geblieben waren, zu der Nuganwendung Anlaß: „Fürwahr, der übermüthige Türke wird uns bald lehren, wie nothwendig es ist, entweder gute Kriegswerke zu vollbringen oder für immer seine Tyrannei zu ertragen. Gott verschone seiner armen und hochbetrübten Kirche!“ —²⁾

Es war in den Pfingsttagen des J. 1553, wo der treue Mathesius sich in Wittenberg ansagte. „Ich habe mir vorgenommen, „schreibt er an Eber, „euch in etlichen Tagen zu besuchen, um die Schmerzen Melanthon's, dieses um mich, wie um die ganze Kirche und die Wissenschaften hochverdienten Mannes, durch meine Gegenwart zu lindern, zugleich aber auch mich selbst gegen die fanatischen Meinungen zu wappnen, welche Satan austreut, der jetzt einzig und allein eure Schule anzugreifen scheint, denn freilich — wenn er diese gestürzt hat, wird er mit den andern leicht fertig werden.“³⁾ Daß Männer von so unzweifelhaftem Werthe wie Mathesius, Avenarius u. A. ihnen ihre Liebe bewahrten, mußte für die Wittenberger allerdings sehr tröstlich seyn; aber sie bedurften auch der Freunde jetzt mehr als je. Kam es doch sogar dahin, daß ein Hamburger Ebers Leibesgestalt zur Zielscheibe eines öffentlichen Angriffs machte. „Wohl,“ sagt letzterer in dem Briefe, wo er dieses barbarischen Ausfalls gedenkt, „ist mein Körper mißgestaltet und schwach; aber ich hatte ja diesen meinen Gegner nie auch nur mit einem Worte beleidigt.“⁴⁾ Nicht unem-

¹⁾ 128, 203 ff. ²⁾ 125, 52 sq. ³⁾ 123, 261. ⁴⁾ 125, 151. (An Ghyträus, 17. Juli 1559.)

psindlich für Unbilden, — denn er bekennet, daß er auch einen schwachen und ungeduldigen Adam habe, — ¹⁾ vergilt er doch nicht Gleiches mit Gleichem, sondern — er betet. Wie oft ist in jenen Tagen des Zwiespalts „der Gott des Friedens“, von ihm und seinen Freunden angerufen worden! ²⁾

Und doch war dieß nur erst ein Vorspiel von demjenigen, was noch kommen sollte, nachdem Melancthon die Augen geschlossen hatte. Mit ihm war der letzte Mann ersten Rangs dahin geschieden, und kaum lag er im Grabe, so erhoben Heshus, Gallus und einige Andre die öffentliche Anklage gegen ihn, er sei ein Zwinglianer und Häretiker gewesen. „Und desselben Irrthums,“ setzt Eber, der solches berichtet, hinzu, „werden auch wir mit ihm beschuldigt, weil wir bis jetzt Anstand nehmen zu sagen, das Brod sei der wesentliche, natürliche Leib Christi, welcher so wie er am Kreuze hing, leiblich und fleischlich gegessen werde, und zwar nicht nur von den Gläubigen, sondern auch von den Gottlosen und denjenigen, welche ohne alles Nachdenken hinzutreten: eine Behauptung, von welcher ich nicht einsehe, wie, wenn man sie aufstellt, es noch möglich ist, die Abgötterei der Messe und die Anbetung des Brods mit Nachdruck zu bestreiten.“ ³⁾

Damit war nun das Signal zur Erneuerung des Sacramentsstreits gegeben. Eber hatte den Kämpfen, in welche er jetzt verwickelt wurde, eine Reihe von neuen Erkenntnissen zu verdanken; aber theuer hat er sie erkaufen müssen. Zunächst war es die Störung des Kirchenfriedens, welche ihn vielleicht in höherem Grade als irgend einen andern von den damals Lebenden bekümmerte. Was hätte er darum gegeben, wenn eine Verständigung möglich gewesen wäre! „Könnte ich etwas dazu beitragen, daß man sich über ein Bekenntniß einigte, welches weder zweideutig noch schillernd, sondern lauter und den Worten Christi gemäß wäre, ich wollte ja wahrhaftig Leib und Leben daran setzen.“ Solch eine friedliche Lösung, meint er, würde dem Evangelium die Thür zu allen Nationen öffnen; aber leider sei dieselbe nicht zu hoffen, weil jeder von beiden Theilen sich überzeugt halte, seine

¹⁾ 128, 308. ²⁾ 128; 363. ³⁾ 125, 142. Vgl. f. 281 (11. Sept. 1561.)

Auffassung sei die allein schriftgemäße.¹⁾ Und schon, sagt er an e. a. D., zeigten sich die bitteren Folgen dieses Herwürfnisses deutlich genug; denn die ungeheuren Niederlagen, — tantorum malorum pelagus, — welche die Kirche in Frankreich erlitten habe, rührten fast einzig und allein von der Abendmahlsdifferenz her.²⁾ Das sei aber auch noch aus einem andern Grunde sehr beweisenwerth. Während nämlich das Sacrament des Altars uns, die wir alle von einem Brod essen, aus einem Kelch trinken, und durch solche Niesung des einigen Fleisches und Bluts Christi seines einigen Leibes Gliedmaßen werden, zugleich zur brüderlichen Einigkeit und freundlichem Willen gegen einander vermahnen solle, sei es jetzt leider dahin gekommen, daß von keinem Artikel der christlichen Lehre feindseliger, gehässiger und mit größerem Ungestüm disputirt werde, denn eben von diesem h. gemeinen Brudermahl, und meinten ihrer viele, sie können von diesen Sachen nit reden, sie werfen denn mit gräulichen Schmähworten um sich und verdammen als die ärgsten Keger alle diejenigen, die etwa aus Schwachheit oder unrechtem Unterricht andrer Meinung seien. Mit diesen, heißt es dann, haben wir Geduld, und wollen sie lieber mit Freundlichkeit zu uns locken und durch sanftmüthigen Unterricht zur christlichen Einigkeit zu bringen uns bestrengen, denn sie mit gräulichem Verdammen ganz und gar von uns stoßen, achten auch dafür, daß solche Gelindigkeit der h. Schrift und der Apostel und anderer Lehrer Exempel nit ungemäß sei, wie denn Paulus klar sagt: „den Schwachen im Glauben nehmet auf,“ und setzt die Ursach dazu: „denn der Herr hat ihn aufgenommen.“³⁾

In welchem Rufe damals die Wittenberger Schule stand, soll Eber selbst uns sagen. Im J. 1563 war dieselbe zwar fortwährend sehr besucht; aber schon 1561 hatte man da und dort die Frage aufwerfen hören: ob es wohl rathsam sei, die jungen Leute, besonders wenn sie Theologie studirten, ferner dahin zu schicken?⁴⁾ Dabei regnete es Streitschriften, so daß Eber am 17. Febr. 1562 schrieb: „Um die Wette greift man uns von allen Seiten her an; auch solche, die zuvor durch die engste Freundschaft und Vertraulichkeit

¹⁾ 125, 377. ²⁾ Eb. 380. (An den franz. Gesandten, 12. Sept. 1565.

³⁾ 128, 19 ff. (Gutachten v. 21. August 1561.) ⁴⁾ 125, 165.

mit uns verbunden waren, sind jetzt wider uns.“¹⁾ Was für Briefe er zu Zeiten erhielt, kann man ungefähr nach dem eines ehemaligen Schülers, des Zachar. Prätorius in Eisleben, ermessen, welcher ihn mit folgenden Fragen bestürmt: „Ist das recht, daß man dem Kaiser zu Gefallen etliche Ceremonien wieder hat annehmen wollen? oder daß ihr den Urheber der Behauptung, gute Werke seien notwendig zur Seligkeit, hegt und durch eure Nachsicht noch mehr verschlimmert? Hat der freie Wille das Vermögen, sich zur Gnade anzuschießen? Ist die Gemeinschaft des Leibes Christi weiter nichts als die Vereinigung der Kirche, oder muß sie von der mündlichen Niesung verstanden werden? Ist es recht, das corpus doctrinae Philippicum den Pastoren als authentisch aufzubringen? Ist es recht, Philippus' Todestag mit einer alljährlich wiederkehrenden Feierlichkeit zu begehen, da wir doch Ähnliches an den Papisten tabeln?“ u. s. f.²⁾ Vorwürfe, auf welche Eber bald mit Gegen Gründen, bald auch mit einer gewissen Ironie antwortete. So entgegnet er 9. Januar 1562 einem Unbekannten: er könne sich nicht genug darüber wundern, daß „jene cruden und unzeitigen Verdammungsurtheile“ auch von dem Adressaten unterzeichnet worden seien. Warum er denn ihn und seine Collegen, wenn er Irrlehren bei ihnen entdeckt, nicht zuvor verwarnt habe? Uebrigens scheine er wenigstens ihn (Eber) doch nicht für einen so „desperaten Häretiker“ zu halten, da er noch in der letzten Zeit so liebevolle Briefe an ihn geschrieben. Dann folgt der eigenthümliche Lobspruch: *Tu sapienter fecisti, quod quam longissime te a nobis seiunxisti, et ad eos concessisti, ubi et errorum nihil est, et summa animorum coniunctio, candor, aequitas tibi migrationis et seiunctionis a nobis molestias levat.*³⁾ Bisweilen geschah es wohl auch, daß man grundlose Anschuldigungen ungeprüft hinnahm; dann pflegte er sich damit zu trösten, daß dieß nun einmal der Welt Lauf sei; denn schon in der alten Gnome heiße es: *ταχέα πειθὺ τῶν κακῶν.*⁴⁾ Schmerzlischer als Alles scheint ihm die Kälte vieler früheren Zuhörer gewesen zu seyn; inzwischen meinte er, es gebe denn doch auch noch treue Schüler, — in tanta perfidia nostrorum discipulorum et alumnorum.⁵⁾

¹⁾ 123, 431 vgl. 383. ²⁾ Eb. 376 sq. (d. Barthol. 1561.) ³⁾ 125, 86 sq. ⁴⁾ Eb. 377. ⁵⁾ Eb. 272.

Eine von den Hauptursachen, welche die Wittenberger in diese schlimme Lage gebracht hatten, war, wie man wohl am richtigsten sagt, die, daß sie den calvinischen Abendmahlsbegriff mit dem lutherischen hatten combiniren wollen. Daß dieß bis zum Entscheidungsjahre 1562 auch Ebers Bestreben war, ist bereits in der Biographie nachgewiesen: ¹⁾ ich kann mich deßhalb hier um so kürzer fassen. Wie schwer es ihm geworden ist, sich auch in der Abendmahlsfrage „einfach dem Worte Christi zu unterwerfen und Alles, was der Vernunft ungereimt zu seyn scheint, zurückzuweisen,“ darüber hat er selbst in einem seiner späteren Briefe, wo er von dem unvermeidlichen Einfluß rationalistischer Bildungselemente spricht, ein unumwundenes Geständniß abgelegt. *Est hoc difficile*, schreibt er zunächst mit Beziehung auf Andre, welche er zu schonender Beurtheilung empfiehlt, *fateorque expertus ipse quoque, ita captivam quasi constringere et verbo Dei alligare rationem . . Fateor difficile esse, ac praecipue illis qui eruditione praestantes lumen rationis excoluerunt studio variarum artium, vel usu rerum e longa experientia.* ²⁾

Es waren aber, wie man deutlich bemerkt, vorzugsweise zwei Lehrformen, welche ihm die schnellere Aneignung der lutherischen Bestimmungen erschwerten: die „Ubiquität“ einerseits, die Bezeichnung *essentiale naturale corpus* andererseits. Bezüglich der ersten sucht er sich u. A. damit zu decken, daß er sagt: „Ich kann mich nicht erinnern, daß Luther jemals bei einer öffentlichen Disputation von einer Alles erfüllenden Gleichstellung der menschlichen Natur Christi mit der göttlichen gesprochen oder die Art der Gegenwart des Leibes im Brode näher bestimmt hätte, wenn er auch in seinen Schriften und Vorlesungen jezuweilen eine Andeutung über diese zwei schwierigen Punkte fallen ließ.“ ³⁾ Was aber die Formel betrifft: „das brot sey der ware leib Christi, der eufferlich leiblich mit dem munde geessen werde,“ so meint er, diese Proposition bedürfe, wenn sie nicht mißverstanden werden solle, erst noch „vieler Erklärung, damit man nicht auf die erdichtete päpstliche Transsubstantiation oder wenigstens auf eine *inclusio physica*

¹⁾ S. 113 ff. ²⁾ 125, 381. ³⁾ 125, 314 (2. Dec. 1560.) 128, 21 (1561.) 35.

et localis verfälle.“ Seine eigne Ansicht führt er auf die beiden Sätze zurück: der *modus praesentiae* sei unerforschlich und müsse mit dem Glauben gefaßt werden; in Betreff der Unwürdigen solle man sich an dem Ausspruch des Apostels Paulus genügen lassen.¹⁾ Diese Auffassung kehrt in allen Gutachten wieder, welche in den ersten Jahren des sechsten Jahrzehends von Wittenberg und Leipzig gefordert und ausgestellt worden sind. „Damit die gegebene gemeinschaftliche Antwort desto mehr Ansehens haben möchte,“ hatten die theologischen Lehrkörper der beiden Universitäten schon seit dem J. 1560 das Uebereinkommen getroffen, zusammengehen zu wollen;²⁾ jede neue Anfrage nöthigte aber zugleich die Einzelnen zu fortgesetzter Vertiefung in den Streitpunct, und darin lag ein Segen, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Eber muß um diese Zeit außerordentlich viel gearbeitet und die Sache sehr ernst genommen haben. Er erinnert sich, daß er und seine Mitarbeiter „berufene Zeugen der Wahrheit Christi“ seien,³⁾ und läßt sich durch keinerlei Einflüsterungen im unbefangenen Prüfen und Forschen stören. Hardenbergs Wort: *Oro et obtestor te per Christum, perge recte sentire de communi causa,*⁴⁾ ist bekannt; wir fügen hinzu, daß der Bürgermeister von Bremen ihm am 5. Juni 1561 den noch deutlicheren Wink gab: er solle nur ja Hesus und seines Gleichen nicht die mindesten Zugeständnisse machen; denn gerade das sei der Fehler des frommen Präceptors gewesen, daß er gegen „jene Undankbaren“, — *qui ad instar felium, quo magis demulcentur, eo altius caudas erigunt*, sich viel zu nachgiebig gezeigt habe.⁵⁾ Inzwischen fuhr Eber fort zu studiren, und schon in dem von ihm concipirten Facultätsgutachten über die Siebenbürgische Confession konnte man deutlich bemerken, daß er noch nicht mit sich abgeschlossen hatte. Noch immer kommt er zwar auf seine ängstlichen Cautelen zurück; es verfolgt ihn fortwährend das Schreckbild der Wandlung und die Besorgniß, es möchte Jemand von „einer räumlichen, natürlichen, fleischlichen, beharrlichen Einschließung, Vermischung oder Anheftung des Leibs und

¹⁾ 128, 14 sq. 56. (Mont. n. Remin. 1561, Gutachten über die Raumburger Prästation.) ²⁾ 128, 45. ³⁾ 128, 119. ⁴⁾ 123, 163. ⁵⁾ Eb. 343.

Bluts in oder an das Brod und Wein" träumen; auch will er bezüglich der Frage von den zwei Naturen nicht mehr gesagt wissen, als „daß der Herr es sei, der Himmel und Erde erfülle;" aber zugleich erklärt er sich doch auch für das „in, mit und unter, — wie denn diese formae in alten Scribenten genugsame Zeugniß haben," — bemerkt auch gelegentlich, daß schon die bekannten Verleumdungen der heidnischen Verfolger für den Consens der ältesten Kirchen, „es sei im Abendmahl der wahre Leib und Blut Christi gegenwärtig vorhanden," sprächen.¹⁾

Und bald darauf muß es gewesen seyn, wo er vollends über Calvin hinausschritt. Denn am 16. Jan. 1562 schreibt er an Joh. Marbach: Qui verba Christi figurate intelligi debere contendunt, iis ego prorsus assentiri non possum, etsi in iis quoque, qui τὸ ἑνὸν tuentur, moderationem requiro. Warum er den Ersteren nicht mehr beistimmen kann, darüber geben die Worte Aufschluß: „Unserm Glauben schreiben sie das Vermögen zu, sich über alle Himmel aufzuschwingen; aber dem Schöpfer Himmels und der Erde wollen sie nicht die Macht zugestehen, uns auf der Erde Zerstreuten seinen Leib gegenwärtig zu geben."²⁾ Es unterliegt keinem Zweifel, daß Eber der Hauptsache nach sich jetzt als ächten Schüler Luthers legitimirt hatte.

Als reife Frucht der Privatstudien, die ihn seither beschäftigt, trat noch in demselben Jahre sein Bekenntniß „vom h. Sacrament des Leibes und Bluts unsers Herrn Jesu Christi" an's Licht. Lange hatte er sich gegen die Herausgabe dieser Schrift gesträubt, weil er aus Erfahrung wußte, wie wenig mit öffentlichen Erklärungen ausgerichtet sei. „Es werde ja Alles, selbst das Unverfänglichste, verdreht und gemißdeutet," meint er; überhaupt sei es kaum möglich, „den strittigen Parteien genug zu thun; denn die Erfahrung gebe, daß, je mehr man mit Stellung neuer Confessionen oder Bedenken klären und heilen wolle, je größer der Miß gemacht werde; man sei zu weit von einander geschritten und sechte zu hart."³⁾ Deshalb hätte er denn auch seine Schrift am liebsten bei sich behalten, theils um nicht von neuem Del in's Feuer zu gießen, theils weil er sie ohnehin nur zu seinem eigenen Gebrauche niederge-

¹⁾ 128, 48 sqq. (F. Andr. 1561.) ²⁾ 125, 68 sqq. ³⁾ Eb. 238. 128, 352 f. 34 f. 45.

geschrieben hatte, — ut in tanta disputationum varietate et perplexitate ipse meum animum in verae sententiae apprehensione confirmarem, et simul in promptu haberem, quod possem proponere iis, qui meam sententiam sciscitabantur.¹⁾ Aber es sprach so Vieles für die Herausgabe, und die Freunde drangen so sehr in ihn, sie der Oeffentlichkeit nicht zu entziehen, daß er doch endlich nachgab. „Wenn Du wüßtest,“ schreibt Dr. Rabus von Ulm 24. Mai 1562, „welche Mißdeutung euer Schweigen von Seiten der Gegner erfährt, und wie sehr sich eure besten Freunde darüber betrüben, Du würdest heute noch dasselbe brechen.“²⁾ Aus demselben Grunde war ein Andre, Thomas Vinitor, hocherfreut, als er hörte, daß Ebers Bekenntniß bereits die Presse verlassen habe. Es gebe ja, setzt er hinzu, in Wittenberg selbst Studenten, welche viel über das heil. Abendmahl „philosophirten“; ja, man finde jetzt „Neoteriker,“ die in ihrer Kühnheit so weit gingen, daß, wenn man sie mit Zeugnissen Luthers zu Paaren getrieben habe, sie sich nicht entblödeten zu entgegnen: *Lutheri scripta non esse oracula.*³⁾

In welcher Stimmung Eber an die Veröffentlichung seiner Schrift gegangen war, darüber geben uns mehrere Briefe Aufschluß. „Wegen der Herausgabe,“ schreibt er 4. Juli 1561 an H. Albrecht, „kann E. F. G. ganz unbesorgt seyn; denn es hat weder große Eile damit, noch besitzen wir so viel überflüssigen Muth, um etwas der Art unter die Leute ausgehen zu lassen, was übel unterrichteten oder übel wollenden Lesern Stoff zum Tadel darbieten könnte.“ Der Herzog hatte ihm den Wink gegeben: „daß man die Wahrheit ohne Furcht vor irgend welcher Gefahr in's Licht stellen müsse.“ Eber dankt für diese „weise“ Erinnerung, glaubt aber hinzufügen zu sollen, daß man doch auch nicht vergessen dürfe, wie sehr die Unbilligkeit der Urtheile und die Bitterkeit des Hasses, die selbst aus der Wahrheit Gift sauge, vorsichtig zu seyn gebiete.⁴⁾ Ehe er das Manuscript ablieferte, theilte er dasselbe einzelnen Freunden zur Durchsicht mit, so namentlich Strigel; wie bescheiden er sich dabei geäußert hat, kann man sich schon denken. Seiner Tendenz

¹⁾ 125, 176 (d. Barb. 1562.) ²⁾ 123, 446. ³⁾ Eb. 480 (11. December 1562.) ⁴⁾ 125, 392.

nach bezeichnet er das Buch als eine Widerlegung derjenigen, „welche vom Wortsinne abweichen und nur eine geistliche Niefung setzen.“¹⁾ Er habe aber, fügt er hinzu, sich „in der mildesten Weise“ ausgedrückt; denn er wünsche mit dem Herrn zu sammeln, — vult D. N. Jesus Christus nos esse collectores, — und wer nicht ein Stöckwinglianer sei, werde die Hauptpuncte gewiß nicht verdammen können.²⁾

Erwartungsvoll hatten Viele dem Bekenntniß des friedsamten Mannes entgegengesehen. „Alle frommen Gemüther“ schreibt Marbach, „sind begierig auf Deine Confession vom Nachtmahl des Herrn und auf Deine Bertheidigung der wahren Meinung des Mannes Gottes Luther.“ Sie wird, weiffagt er, Viele stärken, diejenigen aber widerlegen, „welche jetzt eure Namen, euer Amt, unsern Präceptor und eure Schule fälschlich des Zwinglianismus und Calvinismus beschuldigen.“³⁾

Die Ersten, welche zustimmende Schreiben an den Verfasser richteten, waren Widenbrand, Sagittarius, Agricola und Venarius.⁴⁾ Der zweite und dritte rühmen besonders die edle Einsicht der Auffassung; Habermann bemerkt dabei, daß nur seine flacianischen Collegen das Buch herabzusetzen suchten, weil Melanthon's, den sie zu den Sacramentirern zählten, in demselben auf eine ehrenvolle Weise gedacht sei; es habe sie aber ein Mann aus der Gemeinde durch die Entgegnung beschämt, daß sie ja doch in seinem eigenen Hause den Inhalt anfänglich gelobt hätten. Welche Wahrnehmungen er selbst gemacht, darüber spricht er sich in einem an M. Farenheit gerichteten Schreiben v. 15. Oct. 1563 ungefähr so aus: Meine Schrift hat zwar anfangs viele Gegner gehabt, nicht sowohl in hiesiger Stadt, — denn auch diejenigen, welche, wie unser D. Jonas, zuerst andrer Meinung zu seyn schienen, haben sie zuletzt gebilligt, — als an andern Orten; gleichwohl ist noch keine Gegenschrift erschienen. Es hätte auch für mich vielbeschäftigten Mann etwas Lästiges, in einem Kampf verwickelt zu werden, den ich jedenfalls aufnehmen müßte, um nicht für überwunden zu gelten. Was mich stärkt, das sind die aner-

¹⁾ 125, 22 sqq. ²⁾ D. d. 12. Sept. 1565. — 125, 19 sq. — D. 26. März 1563. ³⁾ 123, 441. ⁴⁾ Eb. 454. 320. 439. 408.

kennenden Aeußerungen, die ich von verschiedenen Seiten her vernehme; sie ertheilen nur meiner Arbeit größeres Lob, als sie je verdienen konnte. Schließlich bemerkt er noch, daß er die Urtheile von Männern, wie Pistorius und Baumgärtner, für gewichtiger halte, als die etlicher Andern, — *qui nescio quid in eo scripto carpunt et flagellant censuris suis.* ¹⁾ Was dieß war, deutet Tracov an, wenn er etwas mürrißch sagt: „So lange ihr nicht vom Brode gerade so sprecht, wie sie, oder dieselbe Lehre von dem Unwürdigen aufstellt, werdet ihr sie nicht zum Schweigen bringen.“ ²⁾

Inzwischen hatte denn doch die Sachlage sich in der letzten Zeit wesentlich geändert; denn ihre Gegner hatten die Wittenberger jetzt anderswo zu suchen. „Wir werden,“ schreibt er 10. Nov. 1564 seinem Freunde Baumgärtner, „von sehr Vielen angegriffen, weiß wir mit dem sel. Luther die buchstäbliche Auffassung der Worte Christi in Schutz genommen haben.“ Freilich beklagt er sich nebenbei auch darüber, daß er und seine Collegen von denjenigen, von welchen sie doch vertheidigt zu werden erwarten dürften, verlassen würden; ³⁾ indeß hat weder das Eine noch das Andre ihn beirrt. Am 28. Febr. 1567 spricht er von Leuten, welche so sehr mit Luther zerfallen seien, daß sie sich fast über alle seine Bücher auf eine gehässige Weise äußerten, setzt aber sogleich hinzu: er selbst wolle nur um so unerschütterlicher bei der einsältigen und buchstäblichen Auffassung der Einsetzungsworte, wie sie der heilige Vater Luther gelehrt habe, unter Gottes gnädigem Beistande verharren. ⁴⁾

Daß die Art der Gegenwart in den sichtbaren Elementen sich nicht definiren lasse, das hatte er schon immer gesagt, und dabei blieb er auch jetzt. Er erinnert an die Ehrfurcht, mit welcher das christliche Alterthum von diesem großen Mysterium gesprochen, ⁵⁾ und fügt wohl auch das sinnige Wort bei: *Boni Grammatici laus est, aliqua fateri se ignorare, ut inquit Quintilianus: quanto magis decet nos agnoscere et fateri infirmitatem nostram in his tantis rebus indagandis, quae omnis rationalis creaturae captum excedunt?* ⁶⁾ Darüber solle man sich vor allen Dingen einigen, damit man eine enggeschlossene Phalanx gegen die Zweifler (*scru-*

¹⁾ 125, 366. ²⁾ 123, 359. ³⁾ 125, 385. ⁴⁾ Eb. 279 sq. ⁵⁾ Eb. 281 sq. ⁶⁾ 125, 365.

pulosos inquisitores et exaggeratores absurdorum et impossibilitatis) bilde; ¹⁾ denn das bleibe doch die Hauptsache, daß wir dem Sohne Gottes als dem Wahrhaftigen glauben, er gebe uns seinen Leib und sein Blut, wie er verheißt; das Uebrige sei „unnöthige Subtilität und fürwitzige Disputation.“ ²⁾ Was insonderheit die Ubiquität betrifft, so äußert er in Beziehung auf eine Schrift, durch welche Andrä dieselbe zu begründen gesucht hatte, in einem an Claviger gerichteten Briefe v. 17. Mai 1563: „Ich habe mich sehr darüber verwundert, und wenn ich Zeit hätte ihm zu antworten, so wollte ich ohne alle Bitterkeit den Beweis führen, daß man den Calvinisten den schönsten Vorwand leiht, die Lehre unsrer Kirchen von der Gegenwärtigkeit des Leibes Christi im Abendmahle anzufechten, wenn man sagt, sie könne nicht anders erhärtet werden, als durch den Hülfsatz, daß die menschliche Natur zugleich mit der göttlichen Alles erfülle und ohne Unterlaß in allen Creaturen gegenwärtig sei.“ ³⁾ Schon hätten diese „ungewöhnlichen Reden und großen schrecklichen Worte, vor denen wohl auch mancher gelahrte Prediger sich entsetzen möchte, weil er sich nicht auswirren könne,“ ⁴⁾ so viel Streit verursacht, daß man am Ende alle die Kämpfe, welche die Kirche in den Tagen des Nestorius und Eutyches beunruhigt hätten, wieder herausbeschwören werde. ⁵⁾ Deshalb solle man doch lieber bei den bisherigen *formis loquendi* bleiben, die h. Schrift fleißig studiren und, falls man auf Gegner stoße, die gelehrigen und schwachen nicht mit den hartnäckigen auf eine Linie stellen. ⁶⁾ Mit vollem Rechte macht er endlich geltend, daß man den Streit wenigstens nicht auf die Kanzel bringen solle, denn damit sei wahrlich den armen Gemeinden wenig gedient; auch würden wir diese Differenz, welche zu Lebzeiten der trefflichen Lehrer, Doctoris M. Lutheri, Domini Philippi und Andrer seliger Gedächtniß, nicht habe ausgeglichen werden können, noch viel weniger „mit unserm Geschrei und Gebeiß“ richtig zu machen im Stande seyn. Es gebe aber jetzt Etliche, die unter dem Schein eines sonderlichen Eifers andre treue Lehrer beschuldigten und dem

¹⁾ 125, 252 (23. Januar 1566.) ²⁾ Eb. 281. 128, 150 sqq. 35. 228.

³⁾ 125, 84 sq. ⁴⁾ 128, 228. ⁵⁾ 125, 251 (23. Jan. 1566.) ⁶⁾ 128, 35. 125, 233. 177.

armen Volke verdächtig machten, ohne einige Erbauung der Kirchen. Solches Gezänk, welches nur zur Verhinderung des heil. Predigtamts diene, solle die christliche Obrigkeit nicht dulden. Denn es wäre jetzt vielmehr an der Zeit, von andern nöthigen Stücken der reinen Lehre das Volk mit Fleiß zu unterrichten, die öffentliche Sünde zu strafen, zur ernstlichen Buße zu ermahnen, die gegenwärtigen und nahe vorhandenen Landstrafen fürzuhalten, die armen erschrockenen Gewissen vom Glauben an Christum zu lehren und mit den Verheißungen des göttlichen Wortes zu trösten, zum würdigen Gebrauch der hl. Sacramente zu vermahnen und zu rechtschaffener Besserung des Lebens anzuhalten u. dgl. m. Da würde der Kirchen und Jugend mehr mit gedienet, denn mit dem unförmlichen Schmähren, das bisweilen von der Kanzel anstatt göttlichen Wortes gebraucht werde.¹⁾ Denn was dabei herauskomme, das lehre der Augenschein: die armen Gewissen würden verwirrt, betrübt oder zweifelhaftig und in ihrer Anrufung gehindert; die Ungelehrten gäben, bald aus Neuerungsucht, bald aus Parteilichkeit entweder offenen Irrthümern Beifall, oder sie würden allmählig an der ganzen Lehre irre,kehrten sich von der Wahrheit, verachteten das Wort und versanken mehr und mehr in epikurisches Wesen. So gehe dann nach dem alten Erfahrungssatz durch zu vieles Streiten die Wahrheit selbst verloren. Die rohen Leute aber spotteten, und die Ehrfurcht vor dem Wort und Amt, die ohnehin von Tag zu Tag abnehme, müsse nothwendig immer geringer werden, wenn etwa zuletzt auch „ob den Tischen und Weinzechen“ über das hochheilige Mysterium des Sacraments verhandelt würde. Namentlich unter seinen französischen Landsleuten würde solche Ungebühr unberechenbares Unheil stiften; denn er kenne ihre Art: für Subtilitäten hätten sie keinen Sinn, aber ihren Zungen den Zügel schließen zu lassen, dazu seien sie bei geselligen Zusammenkünften immer aufgelegt.²⁾ Die größte Freude endlich, — „eine liebliche Freude,“ — mache man den Papisten und Jesuiten durch solche Uneinigkeit; denn es sei ja männiglich bekannt, wie sehr sie über unsre Spaltungen frohlockten und jubilirten. Das solle man doch auch in Betracht

¹⁾ 128, 240. 405 ff. 184 (an den Rath zu Danzig.) ²⁾ 128, 229. 240. 150 sqq. — 125, 177. 233. 236. 251.

ziehen und, anstatt sich immer mehr gegen einander zu verbittern, sich lieber „wider die gemeinen Feinde unsers Herrn Christi freundlich und christlich zusammen halten.“¹⁾

Wenn man bedenkt, was für innere und äußere Kämpfe Ebers fein organisirte Natur während dieser Zeit hat bestehen müssen, so wird man es nicht auffallend finden, daß er im Jahr 1567 fast schon aufgerieben war. „Da meine Kräfte mehr und mehr schwinden,“ schreibt er 20. Nov. an Sagittarius, „so wäre mir, — ut merito et emarcido et enervato, — „jezt Ruhe vonnöthen, damit ich Zeit hätte, an den Tod zu denken und im Gebet anzuhalten; aber die Arbeiten, welche sich oft unversehens häufen, lassen mich schwer dazu kommen.“²⁾ An Husten hatte er ohnehin schon immer gelitten; „ich habe fast beständig Katarrh, was mich bei meinem Alter sehr schwächt; gestern habe ich mir durch eine Überlässe zu helfen gesucht,“ klagt er 15. Nov. 1564; auch jetzt belästigt ihn dieses alte Uebel wieder.³⁾ Der Winter ging vorüber; aber auch das Jahr 1568 brachte keine Besserung. „Es muß vnd wirt,“ sagt er einmal, „doch für vnd für heißen: In der Welt habt Ihr angst: drum auch der 110. psalm eines Stroms oder Bachs gedenket, der an dem weg fließe, welcher ist das leiden, trübsal vnnnd ellend, so vmb der sünd willen . . daher leufft“. Darin müßten alle Menschen ertrinken und versinken, wo nicht Davids Herr und Sohn, der ewige Priester und Siegesfürst, uns daraus errettet hätte.⁴⁾ Und gegen seinen Jugendfreund Bernbeck in Rizingen äußert er am Bartholomäustage: „Nichts als die Tröstungen des göttlichen Wortes und die Rücksicht auf unsre Kinder können uns, zumal in dieser unruhvollen Zeit, ein längeres Leben wünschenswerth machen . . Denn wir sind wie diejenigen, welche im hohen Sommer auf dem Felde oder in den Weinbergen des Tages Last und Hitze getragen haben, und die, wenn sie nun am ganzen Körper ermattet heimkehren, vor Müdigkeit selbst die Speise verschmähen, weil sie nur ein Verlangen haben, — nach Ruhe. Diesen, wie uns, kann nichts Lieberes widerfahren, als wenn der Hausvater ihnen erlaubt, in ihr Nestlein zu kriechen und sich im Frieden

¹⁾ 128, 223 ff. 370 f. 424. ²⁾ 125, 307. ³⁾ Eb. 337. 203 (morbus mihi familiaris.) ⁴⁾ 128, 85.

auf ihr Lager hinzustrecken . . Wächte Gott uns geben, daß, wie der eine von uns nur um einen Monat später als der andre geboren ist, wir auch in kurzem Zwischenraum nach einander heimgehen!“¹⁾)

So kam das Jahr 1569 heran. Die Weltlage war sehr ernst; es hatte den Anschein, als sei schon von der nächsten Zukunft das Schlimmste zu befürchten; wohin man blickte, gewahrte man nichts als „Verwirrung und Elend.“ In einem Briefe vom 8. Mai, wo er diese bedrohlichen Zustände beschreibt, hat Eber seinem gepreßten Herzen in den stärksten Ausdrücken Luft gemacht. „Die Kirche,“ sagt er, „wird durch die wüthenden und unversöhnlichen Streitigkeiten der Lehrer zerrissen, durch die Grausamkeit der Tyrannen erschüttert, durch die Einfälle, mit welchen sie von Türken und Moskowitern bedroht ist, in Schrecken gesetzt.“ Und nicht weniger trostlos findet er die politischen Conjunctionen. „Fürstenhäuser, die zu den mächtigsten gehört hatten, schmelzen zusammen, ja etliche sind im Begriff auszusterben. Die Potentaten selbst trauen einander nicht mehr; Schutz- und Trugbündnisse hält man für überflüssig, jeder meint, er selbst sei der Klügste, und seine Macht jeder andern gewachsen; dabei fröhnt man seinen Lüsten und seiner Sicherheit, und reizt Andre durch ungerechten Druck oder durch übermüthige Mißachtung. Die Unterthanen werden aller Orten durch neue Lasten und eine unerträgliche Häufung der Auflagen ausgefaugt und fast an den Bettelstab gebracht, oder zu unerlaubten Erwerbsmitteln verleitet und zum Haß gegen die Obrigkeit aufgereizt, so daß sie diejenigen, für deren Erhaltung zu beten sie von der Kanzel herab erinnert werden, bereits zu verwünschen anfangen, ohne zu bedenken, daß, wenn ihre Flüche in Erfüllung gingen, ihre eigne Lage sich nur noch mehr verschlimmern würde. Wie läßt sich da auf dauernde Ruhe hoffen? — Es sind ja fast alle einzelnen Länder mehr oder weniger mit diesen Uebelständen heimgesucht, so daß, wenn Jemand auswandern wollte, er am Ende dem Rauch entflohen wäre, um in die glühenden Kohlen zu fallen.“²⁾)

¹⁾ 125, 328. ²⁾ 125, 372.

©irt: Paul Eber.

Am traurigsten mit sah es um diese Zeit in Oestreich aus: Während die Jesuiten die Hauptstadt immer mehr umgarnten, jeden Sonntag in drei Sprachen, — deutsch, italienisch und lateinisch, — predigten, gegen Luther tobten und alle ihre bekannten Kunstgriffe aufboten, um das Papstthum wieder emporzubringen, fing die Unterdrückung der evangelischen Wahrheit bereits an sich fürchtbar zu rächen. „Es ist,“ schreibt ein Steyerer, Basil. Camerhofer, 27. Jul. an Eber, „der schönste Epitureismus im Anzug; denn alle Laster gehen im Schwang.“ Mord, Wollust, Ehebruch, Blutschande, Wucher, Raub ist in Wien an der Tagesordnung; die Gerichtshöfe sind Kaufhäuser geworden, die Religion wird von den Höflingen verspottet, von den Bürgern verachtet, von dem Kaiser zu Erpressungen gemißbraucht. Daß diese Schwester der Stadt Sodom das Evangelium behalten werde, heißt es zuletzt, daran ist nicht zu denken.¹⁾

So standen die öffentlichen Angelegenheiten, während innerhalb der lutherischen Kirche die Spannung zwischen Philippisten und Antiphilippten einen immer höheren Grad erreichte. Neben dem Sacramentsstreit hatte sich auch die combinirte adiaphoristische und synergistische Controverse in einer Weise fortgesponnen, daß die zunächst beteiligten Fürsten es für ihre Pflicht hielten, sich in's Mittel zu schlagen und zu versuchen, ob nicht vielleicht durch ein Colloquium der chursächsischen und weimarischen Theologen eine Verständigung der streitenden Theile erzielt werden könne. Das war gegen Ende des Jahres 1568. Daß an die Spitze der ersteren Eber gestellt wurde, konnte vielleicht für ein Zeichen von guter Vorbedeutung gelten; denn wenn er auch kein Freund der „Flacianer“ war, so nahm er doch eben so wenig Partei für ihre Gegner. Das geht u. A. aus einem an den Markgrafen Georg Friedrich gerichteten Schreiben v. 21. Oct. 1566 hervor, wo er von einem gewissen Cyprianus Ladius sagt: er sei bei allen seinen guten Eigenschaften „rösch, disputire und schreibe gern Bücher und habe einen sonderlichen Eifer wider die Flacianer, welche er mit seinen Schriften einzutreiben vermeine; damit sei aber in diesem jämmerlichen Sæculum nicht viel ausgerichtet, sondern oft nur Ur-

¹⁾ 127, 411.

sach zu mehrerem Gezünt gegeben; überhaupt könne man aus den geschärften und subtilen Disputationen der Flacianer oder ihres Widerparts wenig Besserung und Trosts schöpfen.¹⁾

Dennoch sah Eber ohne Zuersticht auf das Colloquium, welches am 20. Oct. 1568 in Altenburg eröffnet werden sollte. Sein Grundsatz war immer gewesen: „es sei nicht allezeit nütze, von allerlei Fragen Viele zugleich zu consultiren,²⁾ und wenn er nun vollends erwog, was für Differenzen bei dieser Zusammenkunft ausgeglichen werden sollten, so konnte er kaum erwarten, daß man sich einigen werde. Es war, da man auf die Bekenntnisgrundlage zurückgehen mußte, unvermeidlich, daß das Verhältniß der „locupletirten A. C.“ zu der unveränderten zur Sprache kam; über diesen Punct in's Reine zu kommen, war nur möglich, wenn einer von beiden Theilen nachgab; Eber und seine Kollegen waren aber eben so wenig gemeint, die erstere fallen zu lassen, als die herzoglichen Theologen, sie anzuerkennen. Dem Churfürsten gegenüber hat er einmal in einem Facultätsgutachten ihre Rechtsgültigkeit aus der Thatsache gefolgert, „daß die Repetition der A. C. als eine Erklärung nit allein von allen Churfürstlichen Superintenden und beeden Universitäten, sondern auch von andern Fürsten, Herren und Städten mit der Subscription freiwillig approbirt worden sei,³⁾ und darauf kam er auch bei einer späteren Veranlassung wieder zurück. Als die Unterzeichnung des corpus doctrinae angeordnet war, fühlte sich Mart. Salsach, Diakonus in Grimma, ein geborner Wittenberger, dadurch so sehr in seinem Gewissen beunruhigt, daß er 7. Jun. 1569 an Eber die briefliche Anfrage richtete: *Peto ut mihi significes, an repetitio Confessionis mandante recognoscente et approbante (viro divino) Luthero, et quidem ipso vivente, in lucem exierit. Hoc nodo mihi soluto corpori doctrinae assentiar.*⁴⁾ Eber verwundert sich in seiner Antwort v. 10. desß. M. nicht wenig, daß ein so unterrichteter und in der Wittenberger Kirche herangebildeter Mann einem solchen Zweifel habe Raum geben können. Er werde doch nicht etwa denken, daß seine Lehrer unter der Confession, auf welche er sich schon bei seiner Magisterpromotion verpflichtet, eine andre ver-

¹⁾ 128, 240. ²⁾ Eb. 228. ³⁾ 128, 33. ⁴⁾ 127, 384.

standen hätten, als die locupletirte, welche bereits in Aller Händen gewesen und öffentlich gebraucht worden sei, deren man sich auch bei drei Colloquiis und Conventen den Papisten gegenüber bedient habe, und — setzt er endlich noch hinzu — cuius emendationem et locupletationem ignorante aut invito aut aegre ferente Luthero factam esse nemo mihi unquam persuaserit? — ¹⁾

Fürwahr, diese Differenz allein schon ließ vorhersehen, daß der Einigungsversuch auf unüberwindliche Hindernisse stoßen werde. Darauf kam man aber vorläufig noch nicht; denn die Verhandlungen begannen mit dem Art. von der Rechtfertigung und den guten Werken. Am 16. Nov. berichtet Eber dem Churfürsten, was die Flacianer contra necessitatem novae obedientiae et pro stabiliendo trunco suo gegen die wahre, in allen evangelischen Kirchen herkömmliche Lehre mit großem Geschrei fürgebracht hätten, wobei er nicht unterläßt hinzuzufügen: ihre, der chursächsischen Theologen, Lehre sei auf die Zeugnisse der Schrift gegründet und die ächte Lehre Luthers. ²⁾ Am 14. Dec. finden wir die letzteren bereits so hoffnungslos als möglich. „Der ganze Handel,“ äußert Eber gegen die Churfürstin, „schidet sich nicht fast zu einer Vergleichung oder Vereinigung, von der wir auch anfänglich und viel verständiger Leut wenig Hoffnung gehabt, denn unser Gegentheil von dem, das sie ihnen einmal eingeildet, gar nicht weichen will.“ ³⁾ Am 23. Januar 1569 schreibt er schon wieder an seine fürstl. Gönnerin, um sie nunmehr zu benachrichtigen, daß er und seine Collegen bei ihrem gnädigen Herrn das Gesuch eingereicht hätten: es wolle ihnen für den Fall, daß „diese harten Köpfe ihrer Colloquenten“ sich nicht erweichen ließen und auch die letzte Schrift nichts Fruchtbares bei ihnen wirke, die Fortsetzung des Colloquium's erlassen werden. Denn wenn man über den ersten Artikel von der Gerechtigkeit des Glaubens und folgenden guten Werken, der ihnen doch so klar aus der h. Schrift und andern Büchern, darauf sie sich berufen, sei bewiesen worden, sich mit ihnen nicht verständigen könne, so sei gar nicht abzusehen, wie ohne merkliche Gefahr größerer Spaltung sie mit ihnen auch von den übrigen zwei Artikeln, als vom freien Willen und Adiaphoris, die etwas

¹⁾ 125, 199. ²⁾ Eb. 310. ³⁾ 128, 369.

disputirlicher seien, conferiren könnten. Die Churfürstin möge deshalb ihre Bitte um Abberufung unterstützen und nicht ihnen selbst, sondern Andern, die von ihren Schriften urtheilen könnten, dieses glauben, daß die Lehre von der Gerechtigkeit des Glaubens und Nothwendigkeit des neuen Gehorsams dermaßen gefaßt sei, daß sie wider alle Sophisterei und Anbellen wohl werde bestehen bleiben. Was das Colloquium betreffe, so werde vielleicht doch dasselbe, so wie ihre Arbeit und Betrübniß, ihr und unzählig vieler frommer Herzen ernstes Seufzen und Gebet zu Gott seiner Zeit noch Früchte bringen, deren man sich nicht versehe.¹⁾

Den Ausgang des Gesprächs und was damit zusammenhängt, schildert Eber in einem Briefe vom 25. Mai. Der Schriftwechsel, sagt er, ist uns statt der mündlichen Verhandlung von unsern Gegencolloquenten abgedrungen worden. Daraus entstand, was wir geahnt hatten, „das wir je länger je ferner von einander kommen sind, . . weil sie unsere wort aufzwangen und vbel deuteten.“ Und nun ließ sich auch die Bekenntnißfrage nicht länger umgehen. Die A. C., wie sie im corpus doctrinae gedruckt sei, erklärten die weimarischen Theologen, sei nicht für die rechte Confession, sondern für Philippi Buch zu halten; überhaupt könne aus dem corpus doctrinae nicht die Lehre geführt und gerichtet werden, denn es enthalte öffentliche Irrthümer; die chursächsischen dagegen machten die officiële Anerkennung der ersteren geltend und setzten „der Vernichtung der fürnehmsten Schriften Philippi“ das Wort entgegen, daß dieselben zum Theil bei Leben Lutheri heiliger Gedächtniß geschrieben und gedruckt, und von ihm geliebt und gerühmt gewesen seien. Jetzt war der Bruch unvermeidlich, und die Chursachsen vollzogen ihn durch die Erklärung, daß sie entschlossen seien, nicht eher zum zweiten Artikel überzugehen, als bis sie ihrem Landesherrn mündlichen Bericht erstattet hätten. Zwanzig Wochen hatten die Verhandlungen gedauert, als sie ohne irgend ein Resultat endigten. Der Churfürst berief sofort die Superintendenten und Landrätthe nach Dresden, um ihr Urtheil über das Verhalten seiner Theologen zu hören. Letzteren war es, wie Eber seinem Freunde Dürnhöfer vertraut, dabei nicht sonderlich wohl zu Muthe: die Ber-

¹⁾ 128, 364 ff.

schiedenartigkeit der Elemente, aus welchen der Convent zusammengesetzt war, ließ sie keineswegs mit Sicherheit erwarten, daß man einmüthig auf ihre Seite treten werde. „Aber die große und unterschiedene Uebereinstimmung Aller hat uns wunderbar aufgerichtet und die Erinnerung an das, was wir haben verschlucken müssen, einigermaßen verwischt.“ — „Also sind wir,“ schließt der erste von den beiden Berichten, „durch Gottes gnaden des langweiligen und ganz unfruchtbaren Colloquii einmal los worden, und den 23. Martii wider zuhause kommen.“¹⁾

In der ersten Zeit nach seiner Rückkehr war Eber noch sehr aufgeregt. Er bezeichnet das Gespräch als ein „unglückseliges,“ spricht von den Antagonisten in ziemlich hitzigen Ausdrücken und meint: es verdiente bekannt zu werden, „was von ihrer Seite gehandelt, wahrgenommen, verlangt und erduldet worden sei;“ die Veröffentlichung der Acten dürfte nur um der Kirche willen, die ohnehin schon aus so vielen Wunden blute, kaum räthlich seyn; was die letzteren betreffe, so könne nur Gott dieselben heilen, denn daß mit menschlichen Maßregeln nichts ausgerichtet sei, das liege jetzt augenscheinlich zu Tage.²⁾ Bald darauf ließen die Senenser eine Schrift ausgehen, welche Eber noch ehe er sie selbst gelesen, zu der Bemerkung veranlaßt: man sucht Viele, die seither gut gegen uns gesinnt waren, von uns abwendig zu machen. „Inzwischen hat Gott noch nicht aufgehört, dieser Universität gnädig zu seyn; denn die Zahl der Studenten nimmt von Tag zu Tage zu, und, wofür wir ihm nicht genug danken können, man hört nichts von jenen schrecklichen Tumulten, wie sie früher manchmal vorgekommen sind.“³⁾ Die noch unausgetragenen kirchlichen Entzweigungen schmerzen ihn fortwährend; doch finden wir ihn jetzt schon wieder gefaßter. „Der Sohn Gottes,“ schreibt er einem Freunde, „wird nach seiner Verheißung sich auch unter diesen Klümmernissen und Verwirrungen eine Kirche sammeln und bis zu seiner glorreichen Wiederkunft erhalten; denn es steht ja geschrieben: Es

¹⁾ 128, 81 sqq. 123, 322. ²⁾ 128, 344. (An den Markgrafen von Brandenburg.) 125, 372. 184. 330 sqq. 163. ³⁾ 125, 197. (An Sagittarius, 11. Juli 1569.)

werden zweien auf dem Felde seyn; einer wird angenommen, und der andre wird verlassen werden.“¹⁾)

Wie sehr hätte Eber jetzt der Ruhe bedurft; aber sie war dem mühseligen und beladenen Manne nicht beschieden. Tagtäglich sah er sich überlaufen; sein Haus wurde nicht leer von Fragenden und Bittenden; der eine hatte dieß, der andre jenes vorzubringen, und dabei fiel es ihm immer schwerer auf's Herz, daß seit des Herrn Philippi seligem Einschlafen die ganze Geschäftslast der theologischen Facultät auf drei schwachen Leuten (Eber, Mator, Grell) allein gelegen sei. Den jüngeren und rüstigen Mann stärkt die Arbeit, den älteren und erschöpften wirft sie vollends nieder. Mehr als einmal äußerte er um diese Zeit: „Meines gebrechlichen Leibs halben, vnnnd das ich eine stetverende krankheit von dem Colloquio zu Aldeburg heimgebracht hab, welche durch mein Hauscreuz vermehret vnd geheuffet worden ist, taug ich nu gar nichts mehr, *deficientibus animi et corporis viribus*, das man mich nu billich aller arbeit entledigen vnnnd als einen abgetribenen emeritum mit einem stück Brot off mein kurzes leben versorgen möcht.“²⁾)

Die Krankheit, von welcher wir ihn eben sprechen hörten, führt er auf verschiedene Ursachen zurück; vornehmlich aber, meint er, seien es die anstrengenden Arbeiten und die steten Nergernisse, die schlechten Wege und das plötzliche Thaumetter gewesen, wodurch er sich dieselbe zugezogen habe.³⁾) Er klagt über Hypochondrie, über Druck im Rückgrath und der linken Hüfte, über große Mattigkeit: „mehr als die Hälfte meiner Kräfte,“ sagt er, „habe ich während dieser meiner letzten Abwesenheit zusezt.“⁴⁾) Jetzt hätte seine treue Hausfrau ihn sollen pflegen können; aber sie selbst war seit Anfang Juni hoffnungslos an der Wassersucht erkrankt; Leib und Füße waren geschwollen; dabei hatte sie einen unüberwindlichen Ekel vor Arzneimitteln, und mit betrübtem Herzen schrieb der schwer heimgesuchte Watte 8. Juli an Dürnhöfer: „Schließe meine Helena in Dein Gebet ein; denn diese neue Sorge ängstigt mich sehr. Und noch war das Maß seiner Kümernisse nicht

¹⁾ 125, 265. ²⁾ 128, 188 sqq. (An die Curatoren, Grell. n. Egid. 1569.) 125, 322. ³⁾ 125, 213 (28. Jun.) 203. 322. — 15. Oct. (o. Pag.) ⁴⁾ 125, 322.

voll. Denn um dieselbe Zeit erfüllte auch der Zustand seiner ältesten Tochter, die schon drei Fehlgeburten gehabt hatte, ihn auf's neue mit bangen Ahnungen. So wurde sein Leben von Tag zu Tage ernster, und zugleich immer abgesehener. Am 11. Juli sagt er in einem an Sagittarius gerichteten Briefe: „Ich komme fast nirgends mehr hin, als in die Kirche; ich sitze im Pfarrhause wie in einer Einsiedelei; keiner von den Freunden läßt sich bei mir sehen; Niemand theilt mir mit, was vorgeht; ich erfahre fast Alles erst, wenn es geschehen ist.“ Vorher hat er von seiner vielfachen Traurigkeit gesprochen und hinzugefügt: „Das Einzige, wodurch wir zwei schwache Ehegatten uns aufrecht erhalten, ist das Wort Gottes und die Hoffnung auf seine Hülfe oder auf eine baldige Abberufung aus diesem mühseligen Leben.“¹⁾

An sein theures Weib sollte die Reihe zuerst kommen: noch vor Ende Juli wurde sie von ihren Leiden erlöst. Wie Eber diese Schickung Gottes aufgenommen, zeigen zwei Schreiben v. 27. Jul. und 19. Aug., das erste an Sagittarius, das andre an die Churfürstin gerichtet. In jenem bricht der noch neue Schmerz unverhalten hervor; dieses athmet schon mehr Ergebung in den Willen Gottes: wir wollen sie, da sie sich gegenseitig ergänzen, in einander verweben. „Den 22. Julii,“ schreibt er dem theilnehmenden Freunde, „hat unser Lieber Gott mein herzliebes Weib, bei der ich 28 Jahr in gottseliger Lieblichkeit, Fried und Freundlichkeit im Ehestand gewohnet, aus diesem elenden Leben zu sich in sein Reich erfordert, aber mir die treue Wart und Dienst, die sie mir mit herzlichem Willen und Sorgfältigkeit geleistet, entzogen, der ich jetzt in diesem meinem Alter und von Tag zunehmender Leibschwachheit, fast wie ein Kind, guter Pfleg und Wart bedürft, und dazu meine liebe Tochter, die mir jetzt hätt anstatt der Mutter die übrige kurze Zeit meines Lebens dienen und die Haushaltung verwesen können und sollen, nicht bei der Hand hab, sondern zu Zwida, da sich mein Eidam in den Ackerbau und Bürgerernahrung mit Bier brauen und schenken eingelassen hat.“ — Es scheint, daß Eber, als er dieß schrieb, noch nicht einmal wußte, was er in seinem an die Churfürstin gerichteten Schreiben einfließen läßt:

¹⁾ 125, 332. 197.

„Meiner lieben Tochter ist es am dritten Tag nach ihrer Mutter seligem Abschied zum vierten Mal ungerath ggangen, . . . dervwegen sie nu ihrer verschonen und pflegen muß, bis sie erstarrt; alsdenn hoff ich, Gott werde durch sie oder andere Mittel mir gnediglich verordnen und mittheilen, was zu meiner Wartung und meiner Kindlein Pfliegung und Aufsehung uns vonnöthen seyn wird.“

Seiner Landesfürstin, die „zur Linderung seiner Traurigkeit“ ein christliches Trostschreiben an ihn hatte ergehen lassen, antwortete er, wie er sich gegen den Schluß hin erinnert, gerade an dem Tage, wo vor 8 Jahren „ein gar gelirtniger vnnnd gehorsamer son zehenjerig in Gott seliglich entschlaffen war,“ dessen Tod ihm dazumal, wie der der übrigen, „nicht geringe traurigkeit gemacht.“ „Aber der kinder,“ fährt er fort, „kan man ja ettlicher massen vergessen, Vnd ist ein schmerz, als wenn einem ettwa ein anbrüchig glib von seinem Leib müßt abgeloset werden. Aber wenn einem eheman oder eheweib sein getrewer ehegatten weggenommen wird, mit dem ehr sich eine lange Zeit freuntlich vnd wol vertragen hat, sein oder ihre christliche tugend je lenger je schenlicher erkant, vnd je brünstiger geliebt hat, das ist ein solcher schmerz, als wenn einem ein rib auß seiner Brust sampt einem stück vom Herzen weggerissen würde, da Gott sonderlich heilen, stercken vnd trösten muß, welche seine Werk ehr je an mit verwundeten vnd schwachen menschen gnediglich vnd crefftiglich vben vnd erzeigen wolle.“

Eine Sorge, — das verschwieg er nicht, — war ihm allerdings durch „solche seines getrewen, ehrerbütigen, gehorsamen Gehülffens abfordrung“ von Gott abgenommen worden. „Was mich belanget,“ sagt er in demselben Schreiben, „ist es ja an dem, das ich wichtige vrsachen habe, nit allein Gottes guten gnedigen willen hierinnen zuerkennen, vnd mit gedult das auffgelegte kreuz zutragen, sondern auch seiner veterlichen güte hierinnen zubanden, das ehr mein liebes weib so mit einem ganz seligen, sanfften vnd christlichen end zu sich erfordert, vnd von allem ellend, trübsal vnnnd gefahr erlöset, vnd so gar wol vnd reichlich versorget hat. Denn diß warlich, meiner sorgen bißher nicht die geringste gewesen ist, (denn ich ja meines verderbten sündigen fleisches vnart vnd schwachheit bekennen muß,) wie mein armes weib nach meinem todlichen abgang mocht versorget werden, das sie dennoch zuzeren, vnnnd ihre

nottdurfft haben möcht, diemehl ich ihr keine narung, kein BrauErh, keinen garten, vnd keinen pfenning Zins vnnnd gewisses einkommen an gelt nach meinem todt hinder mir lassen könt, vnd sich alle besoldung vff einmal abschneiden würden. So hat mir nu der gütige Gott alle dise vnnütze sorg entnumen, vnd mein Weib vffs best selb versorget, dafür Ihm in Ewigkeit werde zudanken haben.“

Desto schwerer fiel ihm nun aber die Zukunft seiner Kinder und seine eigne zunehmende Leibeschwachheit außs Herz, und das klagt er schließlich seinem Freunde Sagittarius. „Mich jammert meiner vnerzogenen kinder, vff welche ich, von wegen meines schweren ampts, nicht sehen kan; so lernet mein töchterlein bey den Weiden wenig guts. Auch dörrft mein Hans, der drei Jar in der pforten gewesen vnd wie im Closter alhie vnter vnserß gnedigsten Herren Stipendiaten gehalten wird, guter Disciplin vnd Institution. Denn ich ja zu hoch beladen bin, das ich von wegen des teglichen vberlauffens meiner kinder nicht warnemen vnd warten kann.“ Zudem, setzt er hinzu, könne er jetzt fast nicht mehr fort: deßhalb „wer mir vnd diser kirchen damit gedienet, wenn ich als ein Emeritus, vnd abgemergelter vnd abgetriebener karrengaul, der arbeit entnumen, vnd vff mein leben mit einer prouision vnd nöthigen vnterhaltung von vnserm Gnedigsten Churfürsten auß gnedigster milbigkeit versehen würdt.“ Er wollte sich dagegen anheischig machen und gewiß nach Vermögen beileidigen, der Jugend mit Lesen zu dienen. „Solch mein gegenwertig betrübniß vnd anligen eröffne vnd klage ich euch, als meinem geliebten Bruder, der Zuversicht, Ihr werdet ein mittheiden mit mir haben, vnd mir helfen rätzlich vnd förderlich sein, sonderlich mit ewrer fürbit zu Gott, das seine Bäterliche güte mich wölle stercken vnd in kütz gnediglich erlösen, mit einem solchen sanften ende vnd einschlassen, wie meine liebe Helene von hinnen abgescieden ist, darob sich alle vnterstehende, deren viel war, hoch verwundert, vnd Gott gedanckt haben, dauon ich euch viel zuschreiben hett, kan es aber vff diesmal nicht enden.“ — Der immer noch mit sehr fester Hand geschriebene Brief, der u. A. auch eine Fürbitte für eine arme Witwe und ihre Töchter enthält, trägt die Unterschrift: „Paulus Eberus, einsam vnnnd schwach.“¹⁾

¹⁾ 128, 317 ff. 43 f.

Von allen Seiten liesen jetzt theilnehmende Zuschriften ein, durch welche man den schwer geprüften Freund und Lehrer in seinem „betrübten Wittwerstande“ zu trösten suchte; besonders waren es die ehemaligen Schüler und Pflegsöhne, welche sich in rührender Weise über den Hingang der Vollendeten äußerten. Sebast. Brod-sorg in Grailsheim, von welchem Eber zwei Jahre früher geurtheilt: „hat seer ein gut Ingenium vnd möcht in poësi fürtrefflich werden,“¹⁾ sandte eine Grabsschrift, in welcher es von der Entschlafenen heist:

— mundi pertaesa, at non pertaesa mariti

Sei sie zu Christo heimgegangen; ein andrer schreibt: „Mit diesem Schmerz habe ich gehört, daß die Hierde Deines Hauses, Deine sehr geehrte und theure Gattin, Dir entrißen worden ist; ein dritter, Joh. Buttiger, Syndikus in Jena, hält sich selbst das Bibelwort vor: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben,“ und fährt dann fort: „Sie selbst, unsre Mutter, werden wir über ein Kleines im ewigen Leben mit großer und unaussprechlicher Freude wieder in unsre Arme schließen.“²⁾

Seit er diejenige verloren, welche er wie sein eignes Leben geliebt hatte, verschlimmerte sich Ebers Zustand zusehends. Am 19. August waren die Krankheitserscheinungen schon sehr schmerzhaft geworden: er litt fast ohne Unterlaß an Obstruction, an Schlaflosigkeit und Asthma, so daß er bisweilen kaum zu Athem kommen konnte. Aber auch in diesem seinem Elend verwendet er sich noch immer für Andre.³⁾ Am 30. dess. Monats berichtet er Dürnhöfer, die Schmerzen im Rückgrath und in den Weichen würden von Tag zu Tage heftiger: er kann jetzt nicht mehr arbeiten, nicht mehr sitzen, und muß seinen Brief schnell abbrechen. Doch fügt er noch bei: *Animi moerorem verbi divini efficacia, et voluntatis divinae reverenda Maestas et infinita bonitas considerata leniunt*; ja er hofft noch einen Augenblick auf Besserung. *Ubi convaluero, mittam literas eo uberiores.*⁴⁾

Den weiteren Verlauf der Krankheit schildert er in einem Briefe v. 15. October. „Die Katarthe,“ heist es hier, „haben sich am Rückgrath und zwischen den Rippen dergestalt festgesetzt, daß sie mir empfindliche Schmerzen verursachen. Nachdem die Aerzte

¹⁾ 128, 67. 71. ²⁾ 127, 373. 375. 388 sq. ³⁾ 125, 46 sq. ⁴⁾ D. Pag.

bis jetzt vergebens versucht haben, das Uebel durch Klystiere, Arzneien, Bähungen und Pflaster zu heben oder auch nur einigermaßen zu lindern, sind sie, weil sich an einigen Stellen des Rückens kleine Anschwellungen zeigen auf den Gedanken gekommen, diese zur Eiterung zu treiben, damit der Krankheitsstoff nach außen geleitet, und auf diese Weise der Schmerz gestillt werde. Ich sehe wohl, daß ein Apostem oder eine Fistel in dieser Gegend gefährlich ist; aber ich unterwerfe mich den Vorschriften der Aerzte und bitte Gott, daß er die Befolgung derselben segnen wolle.“¹⁾)

Eber wird jetzt, wie dieß bei vielgeprüften und geläuterten Charakteren der Fall ist, immer milder. Er klagt nicht mehr „die Flacianer“ an, daß sie die Urheber seines Leidens seien: er schreibt dasselbe lediglich den nachtheiligen Einwirkungen der Rückreise von Altenburg und den Stößen des bodenlosen Weges zu.²⁾ Auch über Andrea, der kürzlich wieder in Wittenberg gewesen war, urtheilt er nun weit gerechter, als früher. Noch am 8. Juli hatte er gegen Dürnhöfer geäußert: „Wir müssen uns darüber wundern, daß der Tübinger Theolog seine Artikel, durch welche er alle kirchlichen Dissidien beilegen zu können meint, Andern unter dem Vorwand zu insinuiren wagt, als habe unser Collega Maior sie ohne Einschränkung gebilligt. Ich schreibe zurückhaltender über diesen Friedenslistler, weil ich ihn als Freund und Collegen von Worms her schone; das Unwürdige der Sache könnte einem aber in der That die Galle erregen, wenn man weiß, daß es sich mit nichts so verhält, wie er schon Vielen eingeredet hat. „Was sollte uns,“ setzt er hinzu, „nicht erst von Seiten der Flacianer widerfahren, wenn unsre besten Freunde (*amici et coniunctissimi*) in solcher Weise an uns handeln?“³⁾) — Jetzt, 15. October, äußert er im Hinblick auf die Schriften, welche die Wittenberger über den Artikel von der Person Christi mit Andrea gewechselt hatten, derselbe sei denn doch ein Mann, welcher mit sich reden lasse und Dürnhöfers hartes Urtheil nicht verdiene. *De Doctore Jacobo quae scribis paulo duriora, velim te moderatius cum ipso agere ubi ad vos accesserit. Est enim vir talis, qui placide audit alios, et patitur se moneri, et cedit etiam*

¹⁾ D. Pag. (An Dürnhöfer.) ²⁾ Ebendas. ³⁾ 125, 330 sqq.

alicubi, ubi veritatis evidentia videt se constringi. Mitto autem ad te secreto responsionem nostram, ut videas quo respexerimus, et quare ipsius articulos neque approbare, neque rejicere nostra suffragatione voluerimus.¹⁾)

Am 8. November erlebte Eber seinen letzten Geburtstag; der Sohn Johannes überreichte bei dieser Gelegenheit einen lateinischen Glückwunsch voll kindlicher Liebe. Deum, so lautet der Schluß, toto pectore precor, ut quemadmodum tibi hactenus, etiam praeter omnem hominum opinionem vel cogitationem, vires corporis et animae clementer et paterne suffecit, ita nec in tempore senectutis te projiciat, nec derelinquat, cum defecerit virtus tua, sed ut diutius huic Ecclesiae et scholae nobisque omnibus saluum et incolumem conservet, et benedicat tibi Dominus ex Sion, ut videas bona hujus nostrae Hierusalem, omnibus diebus vitae tuae, et videas filios filiorum tuorum, pacem denique super Jsrael et totam Germaniam Patriam nostram dulcissimam. Amen.²⁾)

Die letzten Schriftstücke von Ebers eigener Hand, die wir noch besitzen, datiren aus den letzten Tagen des November. Der bekannte Laurentius, Prediger der böhmischen Brüder zu Posen, hatte ihm 33 große Wachskerzen und eine Honigwabe verehrt: er dankt dem Freunde dafür, spricht von seinem Krankheitszustande, schließt aber mit einem Lobliebe auf die überschwängliche Weisheit, Macht und Güte Gottes, und setzt hinzu, er wolle sie zugleich mit dem dann nicht mehr von ihm Getrennten in jenem Leben dankbar preisen, — ad quam ut clementissimus pater propter meritum et intercessionem Filii sui dilectissimi nos roboratos luce et donis Spiritus S. sui cito perducatur toto cum pectore et ardentibus votis oro.³⁾)

Auch in dem Schreiben, welches er 26. Nov. an Sagittarius richtete, kommt er wieder auf sein „vielsältiges Hauskreuz und sein körperliches Leiden“ zurück;⁴⁾) gleichwohl finden wir ihn am letzten Tage des Monats noch einmal an seinem Schreibtisch. Die Churfürstin hat einen Prinzen geboren: Eber bringt ihr seine Segenswünsche dar. Gott sei Dank, sagt er, „daß er

¹⁾ 125. (D. Pag.) ²⁾ 25, 78 — 81. ³⁾ 125, 42 sq. ⁴⁾ Eb. 44 sq.

E. F. G. ihrer Bürde mit einer leichten und seligen Geburt gnädiglich entbunden und beide Eltern, wie die ganze Landschaft, mit einem jungen Herrn begnadet hat.“ Dann dankt er der fürstlichen Frau „für die köstliche und mancherlei Confect (aqua vitae), so Ihre Ch. F. G. ihm durch Dr. Peucer zugesandt, und endlich auch noch für eine Labung andrer Art. Die kurfürstlichen Weinmeister waren nämlich angewiesen worden, Eber ein Faß Wein, „so gut er in des gnädigsten Herrn Schloßkeller gefunden werde,“ zu füllen und zu Stärkung und Wiederbringung seiner verlorenen Kräfte zu schenken.¹⁾ Ob er von dieser reichen Verehrung noch viel hat genießen können, müssen wir bezweifeln; denn schon am 10. Dec. folgte er seiner treuen Lebensgefährtin im Tode nach. Unter den Wünschen, welche er bis an sein Ende in der Seele getragen, steht derjenige mit oben an: „daß diese bisher ansehnliche und gerühmte Universität möge in ihrem Wesen, Würden und Ansehen bleiben und auf die Nachkommen erhalten werden, besonders was das Studium der Theologie betrifft, welches je und allemweg in derselben das vornehmste gewesen.“²⁾

Dem „ungeheuren Schmerz“ über die Trauerkunde von dem Gange Ebers, „von seinem friedlichen Abscheiden aus diesem Thale des Jammers und der Thränen,“ gab Paul Crell in einem Briefe, den er 19. December an seinen Schwager, den Sohn Paulus, richtete, einen ergreifenden Ausdruck. Lange schon, sagt er, habe er das bittere Vorgefühl des Verlustes, welchen die Universität erlitten, mit sich herumgetragen; denn aus vielen Aeußerungen des Seligen, wie aus dem gefährlichen Zustand seines sehr zarten Körpers habe er keinen andern Schluß ziehen können, als daß derselbe eines Tages ganz unvermuthet, wie ein Lampendocht, verlöschen werde. Wie oft habe der Vollendete von seinem nahe bevorstehenden Tode gesprochen: jetzt sehe man, daß seine Ahnung nur zu richtig gewesen. Nach dieser Herzensergießung gibt der Freund des Vaters dem Sohne die heilige Versicherung, daß seine Liebe zu ihm nie aufhören werde; ihn aber ermahnt er, die seinige den gemeinsamen Maior'schen Schwiegerältern zu bewahren; denn der Tod ihrer Tochter dürfe sein Verhältniß zu ihnen nicht gelöst haben. Was

¹⁾ 128, 159 sq. ²⁾ 128, 188. (Freit. n. Regib. 1569.)

den entschlafen: Vater betrifft, so sagt er: „Mit Recht hast Du bemerkt, daß wir uns dem Willen Gottes unterwerfen müssen. Deßhalb mäßige auch Du, mein Paulus, Deinen Schmerz und gönne Deinem Vater den friedlichen Abschied, durch welchen er den heranziehenden schrecklichen Kämpfen entrückt worden ist, um, gleichsam in seiner Kammer geborgen, die Erschütterungen, welche über ein Kleines hereinbrechen werden, vom stillen Orte aus zu beobachten, bis der Bohn vorübergehe.“ Was man an ihm gehabt, das, weißt Du, werde unvergessen bleiben. „Was für ein nützliches Werkzeug er seit Melanthon's Tode in Kirche und Schule gewesen, das werden Viele erst jetzt, nachdem man ihn verloren, anfangen einzusehen.“ Amisit, sagt er, und damit wollen wir diese Auszüge schließen, — amisit Witeberga iniquissimis temporibus Lutherum et Melanthonem, et neutrum recepit. Amisit et nunc tempore multo iniquiore ac difficiliore Eberum suum. Hunc quoque ne facile recipiat valde metuo.')

¹⁾ 127, 347 nqq.

Druck der G. Brügel'schen Offizin.

23 JY 60